# Familien-Bibliothek.

Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

## № 6.

### Flavia Domitilla, die Römerbraut.

Aus dem Englischen übersetzt.

### Mexikanisches Sittengemälde.

Von Julius Uliczny.




Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1870.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

# Familien-Bibliothek.

## Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

—∞◇∞—

## № 6.

### Flavia Domitilla, die Römerbraut.

Aus dem Englischen übersetzt.

### Mexikanisches Sittengemälde.

Von Julius Uliczny.




Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1870.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

# Familien-Bibliothek.

## Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

№ 6.

### Flavia Domitilla, die Römerbraut.

Aus dem Englischen übersetzt.

### Mexikanisches Sittengemälde.

Von Julius Uliczny.



Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1870.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.

# Familien-Bibliothek.

## Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

## № 6.

**Flavia Domitilla, die Römerbraut.**
Aus dem Englischen übersetzt.

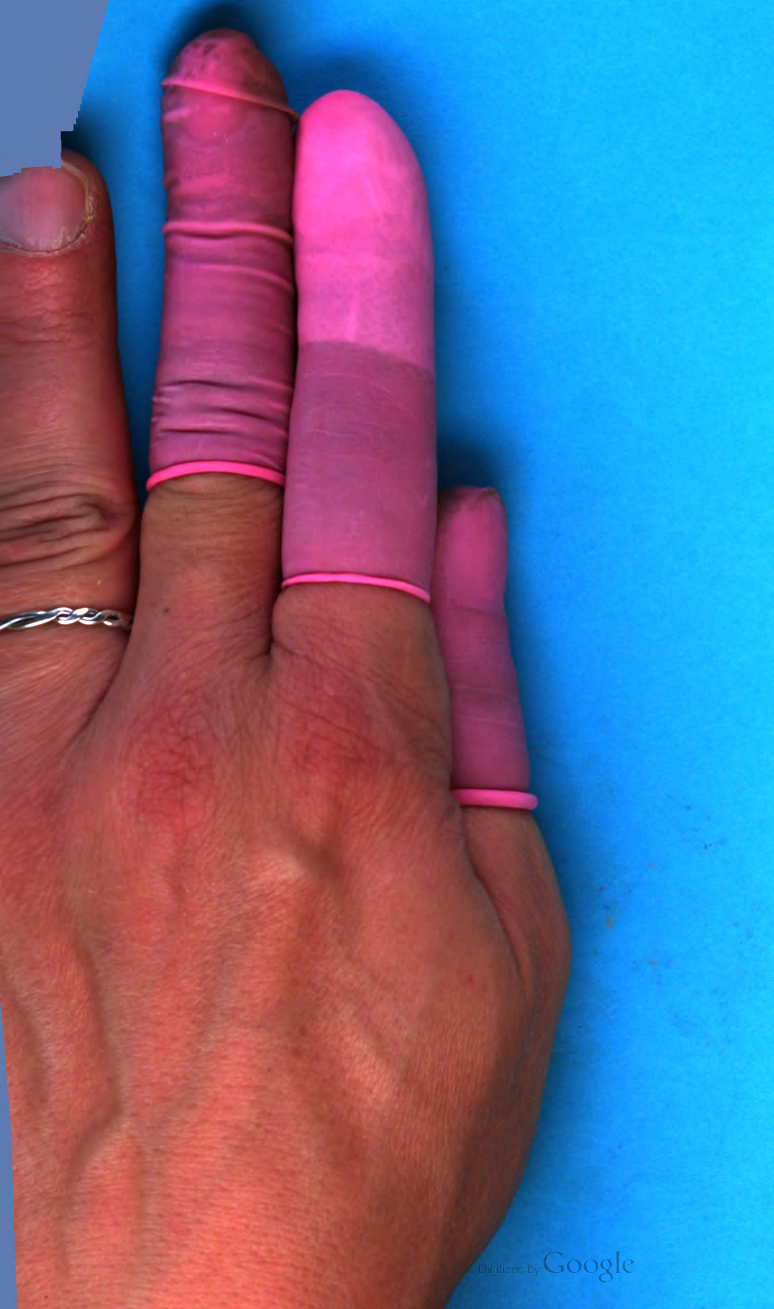
**Mexikanisches Sittengemälde.**
Von Julius Uliczny.




Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1870.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.



# Familien-Bibliothek.

## Ausgewählte Erzählungen und Geschichtsbilder.

## № 6.

**Flavia Domitilla, die Römerbraut.**

Aus dem Englischen übersetzt.

**Mexikanisches Sittengemälde.**

Von Julius Uliczny.




Einsiedeln, New-York und Cincinnati 1870.

Druck und Verlag von

Gebr. Karl und Nikolaus Benziger.






# Flavia Domitilla, die Römerbraut.

Aus dem Englischen übersetzt.



## Erstes Kapitel.

### Das kaiserliche Fest.

Ueber siebzehn hundert Jahre sind es, daß spät am Abende, gegen die Iden des Dezember, zwei Männer mit wallendem Pallium sich bei der Janusstatue in der Straße gleichen Namens zu Rom begegneten.

„Ah! Sei gegrüßt, Sisinnius! Ich sehe, Du kömmst aus den Bädern, und eilst gleich mir, Dich an des Kaisers Fest zu begeben."

„Nein, Aurelian. Ich habe einer frühern Verpflichtung nachzukommen, und in meinem eigenen Hause einen Fremdling zu empfangen, der wegen seiner Menschenliebe und Kenntniß der heilsamen Arzneikunde in der Stadt bereits eine Berühmtheit geworden. Als meine Gemahlin Theodora letztes Jahr so sehr krank war, da erbot sich die alte griechische Sklavin, ihre Pflegerin, die Gunst, den Clemens — so ist sein Name — herbei holen zu

dürfen, indem sie uns von wunderbaren Kuren erzählte, welche er in ihrem Heimathlande mittels Anwendung eines Oeles gewirkt habe. Gerne ertheilte ich ihr meine Zustimmung. Und dem ehrwürdigen Greise Clemens verdankte Theodora ihre Genesung. Seit der Zeit ist er in meinem Hause ein häufig und gern gesehener Gast gewesen. Wenn die Stunde nicht zu vorgerückt, so sprich bei uns ein, da Du vom Kaiser zurückkehrst: Du wirst Anekdoten von wunderbaren Begebenheiten und Reisen in vielen Ländern hören. Clemens bringt den Abend bei uns zu."

„Und das hält Dich ab, Domitian's Einladung Folge zu leisten?"

„Ja, auch versichere ich Dich, daß ich der abendlichen Unterhaltung mit meinem Freunde Clemens freudiger entgegen sehe, als dies bei der kaiserlichen Festlichkeit der Fall wäre; obgleich ich mir denken kann, daß keine Kosten gescheut wurden, damit sie alles bisher Dagewesene überstrahle, die neronische Pracht und Magnifizenz nicht ausgenommen."

„Fürchtest Du nicht, daß deine Abwesenheit im Kreise der Senatoren auffallen möchte? Trage Sorge, daß man Dich nicht beargwöhne, Du neigest Dich zu den Juden, wie der unglückliche Consul Clemens Domitilla, der sich von solchen Gastmählern der Saturnalien eigensinnig ferne hielt. Dann würde dein großes Ansehen und die Volksgunst Dir kaum etwas helfen, wie dies auch ihn nicht retten konnte, der doch zudem des Kaisers leiblicher Vetter war."

„Nicht also ich, Sisinnius! Was sollte ich fürchten?

Zu jeder Stunde bin ich bereit, den Göttern unseres Landes und meines Hauses zu opfern. Ich einen Juden als den eingebornen Sohn des höchsten Jupiters erkennen, einen Juden, von dem wir nur wissen, daß der Landpfleger Pilatus ihn an ein Kreuz nageln ließ! Bedauernswürdiger Clemens Domitilla! So unverstellt, so hingebend, so unparteiisch! Mögen seine Manen im Elysium schwelgen! Es ist mir stets ein Räthsel geblieben, wie ein Mann von seiner Bildung, Intelligenz, praktischen Einsicht und hohem Stande von dieser aussätzigen Lehre der Christen angesteckt werden konnte. Die Götter zu verläugnen, welche seine Vorfahren seit den Tagen von Romulus und Numa verehrt, und statt ihrer diesen gekreuzigten Juden anzubeten, von dem wir in der letzten Zeit so viel hören müssen — nein, es ist unbegreiflich!"

„Wo viel Licht, ist auch viel Schatten — und große Geister sind leider am ehesten dem Wahnwitz verfallen," entgegnete Aurelian; „und," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „wirst Du entschuldigen, wenn ich auf einen Gegenstand übergehe, dessen ich Dich weder gegen deine Gemahlin Theodora, noch gegen Flavia, meine Verlobte, zu erwähnen bitte?"

„Ich habe keinerlei Geheimnisse vor Theodora, noch solltest Du deiner Verlobten etwas vorenthalten. Hat wohl ein anderer Römer mehr Ursache seiner Gemahlin und Verlobten zu vertrauen, als wir Beide?"

„Es gab eine Zeit, Sisinnius, wo ich dachte, wie Du. Wollten die Götter, ich wäre desgleichen Sinnes geblieben! Wie, wenn auch sie von diesem Aussatze der Christen, wie Du es nennst, angesteckt worden, der den

Onkel meiner Verlobten, Clemens Domitilla, in den Tod geführt hat?"

„Aber Du weißt," flüsterte Sisinnius, „daß für Clemens' Hinrichtung ein anderer Beweggrund maßgebend war — war e r doch das volksthümlichste Glied der kaiserlichen Familie, und um diesen Einfluß beneidete ihn Domitian, wie er jetzt auf diesen Jesus, den sogenannten König der Juden, eifersüchtig ist, und jeden Winkel nach dessen Verwandtschaft durchsuchen läßt."

„Würde nicht derselbe Beweggrund in Rücksicht auf Clemens' Nichte — meine Verlobte Flavia, maßgebend sein, wenn sich nur eine billige Entschuldigung fände, um ein so junges, schönes und unschuldiges Wesen dem Verderben zu weihen? Würden nicht wir mit zu Grunde gerichtet, wenn sie und Theodora sich unseliger Weise zu den Christen bekennten?"

„Beim Jupiter, das ist nicht möglich!" rief Sisinnius. „Meine Gemahlin ist ein Vorbild, eine wahre Lukretia in der Hingebung an ihren Herrn, und in Beobachtung der häuslichen Pflichten. Die Sklaven sind fröhlich und gehorsam; die Arbeiter werden zu ihren Verrichtungen angeleitet und belohnt, die Clienten empfangen und zufrieden gestellt, ohne daß man mich durch lange Audienzen belästigte. Es ist für mich ein ganzes Wunder, wie so ein junges, zartes Frauenbild diesen vielfachen Obliegenheiten nachkommen und dabei unseren Haushalt so friedvoll und glücklich machen kann! Preis und Dank sei den Göttern für den Schatz, den sie mir in Theodora geschenkt! Wenn ich müde von den Pflichten meines Amtes im Senate oder Forum, so erheitert

mich bei der Heimkehr ihr grüßelndes Lächeln. Es ist unmöglich, daß sie, die Vielbeschäftigte, deren ganzes Denken und Sein im Gatten und Haushalte aufgeht, Zeit oder Lust finde, sich über diesen gekreuzigten Juden den Kopf zu zerbrechen. Vielleicht, daß Flavia, die reich, unbeschäftigt, und gleich allen jungen Personen romantisch ist, thöricht genug, diesen Mährchen ein Ohr zu leihen. Und dann, je eher Du sie zur Gemahlin nimmst, und ihr einen Wirkungskreis anweisest — um so besser wird es sein."

„War nicht Clemens Domitilla ein weiser Mann, voll Eifer den Pflichten des Consulats obliegend, der am wenigsten darnach aussah, sich durch einen bloßen Wahn verführen zu lassen?"

„Das ist außer Frage gestellt, daß er als ein kaltblütiger Rathgeber, umsichtiger Anführer und der geschickteste Staatsmann unserer Zeit geschätzt wurde."

„Und doch gab er dieser neuen Religion seinen Verstand gefangen — ja, sein Leben wollte er lieber daran geben, als gelten lassen, daß Jesus nicht wahrer Gott wäre. Noch bist Du ungläubig? Ich will hoffen, Du mögest Recht behalten, und meine Befürchtungen sich grundlos erweisen, sowohl um unsert, als um Jener willen, die uns theurer sind, als das eigene Leben. Doch komm' mit mir in der dritten Nachtwache des achten Tages vor den Kalenden des Januar, und ich werde Dir die Mittel an die Hand geben, um der Sache auf den Grund zu gelangen."

„Einverstanden. Vergiß nicht, bei uns vorzusprechen, wenn Du von des Kaisers Bankett kehrest. Du

wirst den Clemens treffen; und vielleicht sonst Jemanden, dessen Namen ich nicht nennen will, ich möchte denn deinen Besuch jener magischen Anziehungskraft zu verdanken haben. Lebe wohl!"

Lassen wir Sisinnius über das Gehörte nachdenken, und folgen wir dem Aurelian, wie er seine Schritte zum domitianischen Palaste am Fuße des Esquilin lenkt. Aurelian war ein junger Adeliger von hohem Rang und unermeßlichem Reichthum. Unter den Wachsbildern seines väterlichen Atriums war Mancher repräsentirt, der auf dem curulischen Stuhle gesessen hatte; und sein mit dem ersten Adelsdiplom geschmückter Stammbaum führte weit über die Tage der Fabier und des Cincinnatus zurück. Allein aus 'seinen etrurischen Besitzungen bezog er ein jährliches Einkommen, das heutzutage von Jenen für fabelhaft gehalten werden möchte, die sich von den ungeheuern Schätzen einzelner römischer Bürger während der Republik und dem Kaiserreich keinen Begriff machen können. Schon die Kleidung verkündete auf der Straße den Vorübergehenden Aurelian's hohen Rang. Nur Senatoren trugen die Toga aus feinster, weißer Wolle, den latus clavus oder breiten Purpurstreifen auf der von keinem Gürtel gehaltenen obern Tunika, und das in das Oberleder der kurzen Stiefel eingeprägte, goldene „C." Mancher blieb stehen, um die hohe Gestalt, stolze Haltung und den reichen Anzug zu bewundern, und zum öfteren hörte man Worte des Lobes. So traf unter andern eine Rede mit ominöser Betonung sein Ohr: „Wahrlich ein Römer von Geburt und Ansehen und

wohl würdig, zu werden der Gatte der schönsten Römerin, der Nichte des letzten Consuls Domitilla!"

„Ich sah den einsamen Raben heute im Vorhofe ihres Palastes mit den Flügeln schlagen."

Aurelian schritt rasch vorwärts, als hätte er jene Worte nicht gehört. Ließ er sich doch gleich allen Römern von dem Aberglauben beeinflußen, der aus dem Gebahren und dem Fluge der Vögel künftiges Glück oder Unglück deutete. Er hielt erst inne bei einem Griechen mit einer Tunika aus grobem Tuch, der in gebrochenem Latein ein Lied sang, dessen Schlußvers wir nothdürftig wiederzugeben versuchen wollen, da er einiges Licht auf unsere Geschichte wirft:

„Sie liebte ihren Herrn, und so that Aurelian;
Doch nicht ferner wird sie lieben ihn als Bräutigam;
Nicht schmücken sich heute zum Fest des Domitian:
Sie wird sein beim Mahle, das Christin Theodora gibt.
Nicht länger ist Aurelian der Glückliche, den sie liebt—
Ein Andrer, ein Andrer hat ihre Minne erlangt,
Ein Christ ist's, dem ihr Herz sich zugewandt."

„Was soll das, Sklave! Auf ein Neues erfrechst Du Dich, mit edlen Namen Unfug zu treiben! Mußt Du mich der ganzen Stadt Preis geben, Zoilus?"

„Das lasse ich gelten. Zoilus ist mein Zuname, Gebieter. In Anbetracht meiner dichterischen Neigung war es ein häßlicher Zufall, der mich zum Namensvetter Desjenigen machte, welcher den Homer angefeindet und zum Lohn für seine Kritik verbrannt wurde. Wie schade, daß man mich nicht Homer oder Virgil geheißen! Bei der

Lyra des Orpheus! Hätten sie es gethan, so würde ich ein Epos verfassen, wie die Iliade oder Aeneide, und Du, Aurelian, solltest dessen Held, und Flavia Domitilla die Heldin sein. Du würdest Dich erstaunen, wie nahe es Euch da an's Leben gehen müßte, um mit der scharfen Schneide meines Dichterwortes gerettet zu werden. Was ich jetzt am meisten bedaure, ist, daß Du aller Wahrscheinlichkeit nach in die Klemme gerathen wirst, ohne daß ein Ausweg sich zeigen möchte."

„Schweige still, Sklave! Ich habe nicht Zeit, deine Späße anzuhören," rief der Vornehme in erregtem Tone.

„Mir ganz recht," sagte der unerschütterliche Zoilus, „wenn Du keine Zeit hast, solche anzunehmen, so kann ich ebenfalls nicht Zeit haben, Dir Neuigkeiten mitzutheilen, die mich nicht angehen."

„Entschuldige meine rasche Gemüthsart, guter Zoilus! Ich gehe zu des Kaisers Fest und fürchte, die festgesetzte Stunde ist bereits verstrichen. Nimm das," und er ließ einen Silberdenar in des Andern Hand gleiten, „als Beisteuer für ein Pallium, das deine rauhe Tunika verhülle. Was weißt Du von Flavia?" fragte er dann mit gedämpfter, doch eindringlicher Stimme.

Das Geldstück hatte den gewünschten Eindruck auf den Sklaven gemacht, welcher erwiederte: „Sie wird nicht zum kaiserlichen Feste gehen. Sie verabscheut den Kaiser, obwohl sie dessen Adoptivtochter ist, und das ist in Anbetracht ihres Onkels Hinrichtung ganz natürlich. Ueberdies will sie keine Speisen genießen, die im Namen Jupiters, des Vaters der Götter- und Menschen, geheiligt sind, noch von dem Weine trinken, der dem Bacchus

als Libation dargebracht wird. Ich fürchte sehr, sie hat ihre Neigung zu Dir verloren, und sich in einen jener Christen verliebt, mit deren Bewunderung sie nimmer müde wird. Da sieh' Du zu, mein edler Gebieter! Mein Kundschafter schließt sogar aus Aeußerungen, die Flavia fallen ließ, daß sie bereits eine Christenbraut geworden."

„Und hat doch der Kaiser selber mir sie anverlobt?"

„Aber dessenungeachtet hat sie sich diesem Christen ergeben, den sie anzubeten behauptet.'

„Zoilus! Wenn Du mich belügst — bei Allem, was im Himmel und in der Hölle heilig ist, schwöre ich —"

„Schwöre nicht, Herr, ehe Du mich auf die Probe gestellt hast. Habe ich nicht versprochen, Dich in der Nacht des Achten der nächsten Kalenden zu treffen, und Dir die Gelegenheit zu verschaffen, als Augenzeuge zu urtheilen? Bis dort, gehab' Dich wohl!" Und bevor Aurelian antworten konnte, eilte der Sklave davon, indem er wieder anhub:

„Sie wird sein beim Mahle, das Christin Theodora gibt.
Nicht länger ist Aurelian der Glückliche, den sie liebt —
Ein Andrer, ein Andrer hat ihre Minne erlangt,
Ein Christ ist's, dem ihr Herz sich zugewandt."

Obgleich von bittern Gedanken erfüllt, hielt Aurelian lauschend still. Als der Gesang, diesmal in schlechtem Griechisch, in der Ferne verhallte, murmelte er: „Wir Römer heißen die Herren der Welt; und doch lassen wir uns von unsern Sklaven meistern." Er mochte nicht ganz Unrecht haben. Die Zahl der Sklaven hatte

sich in Rom in solch' ungeheuerm Maße vermehrt, daß der Senat sich scheute, das Gesetz durchzuführen, welches ihnen eine bestimmte Kleidung vorschrieb, fürchtend, sie möchten dadurch zum Bewußtsein ihrer Macht und Stärke gelangen. Ein anderes Gesetz war vorgeschlagen, jedoch nicht angenommen worden, nämlich die Sklaven, in Absicht einer Verminderung ihrer Nachkommenschaft, in den öffentlichen Steinbrüchen, Bergwerken und mit andern schweren Arbeiten zu beschäftigen, wie in der Vorzeit die Juden unter der Knechtschaft Egyptens als Holzhauer und Wasserschöpfer verwendet wurden. Ueberdem war zu Rom in dieser Periode die Kunst des Lesens und Schreibens mit wenigen Ausnahmen das Privilegium der Sklaven. Es bildete dies gleichsam den Sonnenuntergang der Literatur, deren Mittagshöhe durch den Glanz eines Virgil, Horace, Cicero und Sallust bezeichnet worden. Nur wenige vereinzelte Lichtstrahlen fanden sich jetzt mehr: theils unter dem Sklavenkontingent der Weltstadt, oder warfen ihren Schimmer über die Alpen und Pyrenäen auf bevorzugte Culturstätten der jenseitigen Provinzen.

In diese und ähnliche Betrachtungen versunken, schritt Aurelian achtlos durch die Straßen und Plätze, bis er sich an der Thüre des Vorhofes des kaiserlichen Palastes fand. Er trat durch die stattliche Bronzepforte in das Atrium oder die Halle, wo er wartete, bis der diensthuende Sklave seine Ankunft gemeldet. Gewaltsam wurde sein düsterer Gedankengang von der Farbenpracht, die ihn umgab, unterbrochen. Der freundlich gestirnte Nachthimmel, der sich über dem Compluvium — einem freien, ungedeckten Raume des Atrium's — wölbte, ward über-

strahlt durch die bunten Laternen der weißen, schwarzen und scheckigen Marmorsäulen, auf denen die sich sanft neigende Bedachung ruhte. Von unten sandte das Impluvium — ein geschlossener Raum, dem obern offenen Hof entsprechend — durch eherne Röhren den erfrischenden Wasserstrahl in verschiedenen Farben, welche den ganzen Platz mit einem regenbogenartigen Schimmer umwoben. Zwischen diesen illuminirten Säulenreihen, die sich schlank und stolz erhoben, soweit das Auge sehen konnte — bis in die Gänge, welche die einzelnen Gemächer verbanden — zitterte sanfter Lampenschimmer, während der perlende Wasserfall melodisch an's Ohr schlug. Aurelian bemerkte mit Erstaunen, daß man ringsum die Wandnischen des Atrium's, wo sonst die Bildnisse der kaiserlichen Freunde und Vorfahren aufgestellt waren, mit schwarzen Draperien verhängt hatte, scheinbar um den Tod seines Vetters, des letzten Consuls Domitilla, zu betrauern, in Wirklichkeit aber, weil die Familienchronik, außer Vespasian und Titus, nicht viele berühmte Namen aufzuweisen hatte.

Jetzt kehrte der Sklave zurück, und mit ihm der Austheiler der Plätze im königlichen Speisesaal; letzterer führte Aurelian dort ein. Der Speisesaal war in der Weise des Atriums beleuchtet und ausgeschmückt. An dem einen Ende, auf erhöhten Stufen aus Cedernholz, saß Domitian auf einem elfenbeinernen, mit Gold eingelegten und verzierten Throne. Der junge Römer warf sich fußfällig auf die Kniee nieder, bis ein Wink des goldenen Scepters ihm aufzustehen erlaubte.

„Erhebe Dich, Aurelian," gebot der Kaiser. „Aus

besonderer Rücksicht für Dich haben wir unsere Gäste bereits während zehn Streichen der Clepsydra aufgehalten. Doch laß Dich deßhalb nicht bekümmern: wir werden deine Entschuldigung zu einer andern Zeit anhören. Wo", so fuhr er mit leiser Stimme fort, „hast Du unsere schöne Base und Tochter, Flavia gelassen? Wir erwarteten, daß sie ihren anerkannten Bräutigam und künftigen Gemahl begleite."

„Mein unumschränkter Herr und Gebieter! die wohledle Flavia ist seit einiger Zeit unpäßlich und bedauert, bei den Festlichkeiten dieses Abends nicht gegenwärtig sein zu können. Ihre Freundin, die edle Theodora, Gemahlin des Senators Sisinnius, veranlaßte sie, einer Luftänderung halber für ein paar Tage bei ihr Wohnung zu nehmen, wo sie Gelegenheit haben wird, einen alten und erfahrnen Arzt, Namens Clemens, zu sprechen. Derselbe hat sich lange im Osten aufgehalten, und ist dort mit Kräutern und Arzneien bekannt geworden, die ihm den Ruhm eines Meisters jeder leiblichen Krankheit gesichert haben."

„Clemens, Clemens!" wiederholte der Kaiser unter nachdenklichem Sinnen; „ich muß schon von ihm gehört haben; doch davon werden wir zu gelegener Zeit sprechen;" und er erhob den Scepter gegen den Haushofmeister.

Alsbald öffnete sich der östliche Flügel des unermeßlichen Speisesaals wie durch Zauberei; es bildete sich ein hoher, regelmäßiger Bogengang, durch welchen leichtgekleidete Sklaven einen ehernen Elephanten trieben, auf dessen Rücken die Schüsseln mit den Speisen auf einer

riesigen Platte aufgestapelt waren. Die ganze Mahlzeit wurde so auf einmal aufgetragen „vom Ei bis zum Apfel.“ Mit einem einzigen Blick überschauten die Gäste Zahl und Art der Gerichte; denn über jeder Schüssel schwebte die goldene oder silberne Gestalt von Fisch, Vogel oder vierfüßigem Thier, welches die Platte zierte, an einem feinen Drahtgestell, das durch seine Färbung im Lampenlicht unsichtbar wurde. Hier war das eherne Bild des Flamingo; dort breitete sich das goldene Gefieder des Perlhuhns, ganz von selbst in der Luft aus. Gegenüber sah man den sternbesäeten Pfauenschweif fächergleich aufgeschlagen, während zu beiden Seiten eine Schildkröte und ein Stör zu schwimmen schienen. Jedes Geschöpf, das die römischen Feinschmecker in Ehren hielten, war auf diesem riesigen Präsentirteller fliegend oder schwimmend dargestellt. Die Sklaven, welche den Elephanten auf goldenen Walzen in den Speisesaal rollten, näherten sich, nach den Tönen der Flöte, Harfe und anderer Instrumente tanzend. Auf ein Zeichen des Haushofmeisters, führte der Austheiler der Plätze die Gäste zu den Ruhebänken, auf die sie sich niederlassen sollten. Nachdem sie von den Sklaven ihrer Fußbekleidung entledigt worden, lehnten sie, auf den linken Ellbogen gestützt, sich auf die weichen Lager zurück, die mit Purpur bedeckt waren, auf dem in reicher Goldstickerei des Kaisers Wappen prangte. Viele der Frauen zogen vor, sich zu setzen, und wurden deßhalb bequeme Stühle für sie herbeigeschafft. Auf ein anderes Zeichen des Haushofmeisters eilten zwanzig Sklaven in purpurfarbnen Tuniken und weißen, durch einen schwarzen Gürtel gehaltenen

Schürzen in den Saal, mit zierlichen Bewegungen der Musik folgend, während sie die Deckel an den Schüsseln abhoben. Dieselbe Ceremonie wiederholte sich vor und nach jedem der Gänge. Sobald die Deckel des zweiten Ganges entfernt waren, zerlegten die Vorschneider die Gerichte und theilten die verschiedenen Speisen auf die Teller aus, welche die bedienenden Sklaven bereit hielten. Die alten Römer der Republik und des Kaiserreichs trieben ihren raffinirten Luxus so weit, daß sogar die Vorschneider bei ihrer Verrichtung die Messer nach dem Takte der Musik handhaben mußten. Die Vorschneidekunst war in Rom ein Gegenstand wichtigen Studiums.

Als der dritte Gang vorüber, würde der Elephant unter Flötenspiel und Tanz wieder aus dem Saale gerollt. Jetzt begann das Trinkgelage. Sobald das silberne Behältniß der Becher und Weine hereingebracht war, schien die Decke des Saales auf magische Weise zu verschwinden, und eine große Schaubühne mit prächtigen Dekorationen schwebte langsam hernieder, bis gegen sechs Fuß über dem Boden, so daß jeder Gast von seinem Ruheplatz aus die Scenerie überschauen konnte. Zuerst war es eine Gruppe männlicher und weiblicher Gestalten, in ihren verschiedenen Kostümen die Götter repräsentirend, welche die Aufmerksamkeit fesselte. Hier zeigte sich Apollo mit Leier und Bogen; dort Diana als Jägerin. Mercurius mit seinem Stab schwebte über Minerven's behelmtem Haupte, während Vulkan mit roth glühendem Antlitz, unter Hilfe der Cyklopen, für Jupiter Donnerkeile schmiedete. Daneben stand der ländliche

Pan, der bocksgehörnte, und spielte die Hirtenflöte; und Najaden und Faune in luftigen jonischen Gewändern flohen in lockendem Tanze den sie verfolgenden Satyren.

Plötzlich ändert sich die Szene: die Bühne ist mit scharfen, zweischneidigen Schwertern, deren Klingen senkrecht nach oben stehen, angefüllt; und eine Anzahl Tänzer in enganliegendem Tricot machen in diesem gefährlichen Hain ihre Kreuz- und Quersprünge, oder folgen mit Soldatenschritt dem raschen Tempo des Waffentanzes, indem sie mit ihren Speeren auf dem Bronzeschild dazu den Takt schlagen. Und wieder wechselt der Schauplatz: die Lichter verlöschen; ein großes Gemach mit gewölbter Decke, von welcher unterirdische Feuchtigkeit herabrieselt, wird durch eine verhüllte Lampe schwach beleuchtet, um wenigstens das Dunkel sichtbar zu machen. Zu beiden Seiten reihen sich eben so viele Särge, als es Gäste sind, und jeder kann seinen Namen in feurigen Buchstaben auf dem einen oder andern lesen. In rasender Wuth winden sich Dämonen in flammenden Gewändern, mit Schlangenhaaren und teuflisch schwarzen Gesichtern, die hohnlachend die vornehmern der anwesenden Senatoren mit Namen rufen. Und eine hohle, ergreifende Stimme läßt sich aus den Tiefen der Erde hören:

„Heil Dir, Herrscher der Herrschenden! dessen mächtigem Wort
Gehorchen Nationen und Völker als höchstem Hort,
Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergangs Ort!

Von der schneeigen Alp bis zu des Eilands Bucht
Ist deine Macht gefürchtet, deine Gunst gesucht:
Denn den Göttern nur blinder Unglaube flucht.

„Des Celten Ruf nicht durch die Lüfte eilt,
Des Parthen Pfeil andächtig sinnend weilt,
Wenn dein Name die feindlichen Schaaren theilt.

„Selbst auf der Höhe des Kaukasus Schnee
Die bärtigen Wälder neigen sich tief zum See,
Wenn Flüße und Ströme fühlen deine Näh!

„Dein Hauch regiert des Meeres Wogen:
Seine Ungethüme sind ferne gezogen,
Zu fliehen vor Dir in weitem Bogen.

„Und hoch oben in luftiger Wolkenschicht
Die losen Winde — sie scheuen dein Angesicht
Und schmeicheln gar schön: o zürn uns nicht!

„Ein Wort von Dir gleicht Simums Hauch,
Dein Scepter wirkt zu blut'gem Brauch,
Der bricht die Ros' vom Blüthenstrauch.

„Wer, o wer ist so verwegen,
Daß er deines stolzen Thrones Segen,
Des Kreuzes Juden Kron' vergleichen kann?
Hüte Dich, hüte Dich vor Domitian!"

Während die Endstrophe gesungen wurde, stieg die Bühne mit dem grausenhaften Anblick wieder langsam aufwärts, so daß die letzten Worte vom Himmel zu fallen schienen: „Hüte Dich, hüte Dich vor Domitian!"

Geheimen Schrecken ergriff die Zuschauer, denen Domitian's Grausamkeit wohl bekannt war. Die Geschichte erzählt, daß er ganze Tage damit verbringen konnte, Fliegen an eine Schnürnadel zu spießen. Daher die witzige Antwort des Vibius Crispus, als er gefragt wurde, wer bei dem Kaiser sei: „Nicht eine Fliege." Es

ist historisch, daß Domitian mitunter seine intimsten Freunde und begünstigsten Offiziere hinrichten ließ; ja, daß er sich von der Tafel erhob, um sich am Todeskampfe Derjenigen zu weiden, welche eben noch mit ihm zu Tische gesessen. In letzter Zeit hatte sich sein Argwohn gegen Alles und Jeden verschlimmert. Besonders plagte ihn eine große Eifersucht gegen den Stamm und die Nachkommen Davids, deren einer von seinen zahlreichen Angehörigen als Herr der Herren und König der Könige verehrt werde. Diese Leidenschaft beherrschte ihn so sehr, daß er seinen Civil- und Militärbehörden im Osten den Befehl sandte, jeden Abkömmling Davids, jeden Verwandten des Heilandes, festnehmen und nach Rom bringen zu lassen. Demgemäß wurden zwei Enkel des heiligen Judas — nach jüdischer Sitte Brüder genannt, obwohl sie in Wirklichkeit nur die Vettern unsers Herrn — von Judäa nach Rom transportirt und vor den Kaiser geführt. Er forschte sie über ihre Familie und das Reich ihres Verwandten, den seine Anhänger als Gott anbeteten, aus, fand jedoch zu seiner Beruhigung bald, daß sie ihm keineswegs den Thron streitig machen wollten; und so entließ er sie schimpflich. Sie hatten ihm gesagt, sie wären arme Landleute, die sich vom Ertrage eines kleinen Meierhofes nahe bei Jerusalem kümmerlich nährten; und zum Beweise dessen hielten sie ihm ihre Hände dar und zeigten die abgehärtete, schwielige Haut und die von der Arbeit geschwärzten Nägel. Aber obwohl ihm diese Verwandten unsers Herrn keine Besorgniß mehr einflößten, sah der Kaiser doch die wachsende Zahl der wahren Bekenner mit scheelem Auge. Um

nicht zurück zu bleiben, hatte er einige Zeit vor dem Datum dieser Erzählung die Verordnung erlassen, daß alle seine Unterthanen ihn als Gott erkennen und seiner Bildsäule göttliche Verehrung erweisen sollten. Manche Bürger, welche solches unverhohlen als Abgeschmacktheit bezeichnet hatten, waren vor Domitian's eigenen Augen zum Tode geführt worden.

Daß also die letztbeschriebene Vorstellung auf die Gäste einen sehr niederschlagenden Eindruck gemacht, läßt sich denken. Hatte doch die Pantomime, welche im alten Rom und Athen zu einer uns unerreichbaren Höhe und Vollkommenheit ausgebildet worden, ihr Bestes gethan, bei dieser Gelegenheit die kaiserliche Laune zu befriedigen. Während also seine Allmacht über die belebte und todte Natur — im Wasser, in der Luft oder auf der Erde — besungen worden, hielt Domitian, gleichsam im stolzen Bewußtsein der Gottheit, Scepter und Haupt hoch aufgerichtet. Als aber jene Anspielung eines Gegners, „von des Kreuzes Juden Kron", sein Ohr berührte—da senkte sich seine Stirne, das Antlitz verdunkelte sich, und die Augen flammten zornig. Seine Aufregung ward um so größer, als er bemerkte, daß viele der Anwesenden eigenthümlich ergriffen schienen. So besonders ein junger Offizier seines Hofstaates, der bei jenen Worten die Hand an's Schwert legte und gegen die Bühne vortrat, hätte ihn nicht eine Matrone von mildem Ansehen und eingezogenem Wesen zurückgehalten. Aurelian war der Einzige, welcher außer dem Kaiser die Bewegung des jungen Mannes gewahrte. Beobachtete er ihn doch mit argwöhnischen Blicken, seit er Zeuge von dessen ehrerbieti-

ger Aufmerksamkeit gegen Flavia Domitilla gewesen, einer Aufmerksamkeit, die um so gerechtferligter, als der Offizier, wie dies unter den jungen reichen Adeligen Sitte war, während einiger Jahre im Gefolge des Prokonsuls von Judäa gewesen, der ein Verwandter der Flavia, und so mit ihr bekannt geworden. Zwar mußte ihm ein Jeder, Aurelian ausgenommen, das Zeugniß geben, daß der junge Mann Flavien's Gesellschaft, so wie überhaupt aller andern Frauen des Hofes, so viel es die Höflichkeit erlaubte, ängstlich auswich, was in Anbetracht ihrer Jugend, Schönheit und nahen Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, geradezu auffällig schien.

Die andern Geladenen waren zu sehr durch ihre eigenen Befürchtungen in Anspruch genommen, um auf das zu achten, was dem eifersüchtigen Auge eines Domitian und Aurelian nicht entgangen. Nachdem der Erstere sich für einige Minuten an den bestürzten Mienen seiner Gäste geweidet hatte, gab er Befehl, das Fest fortzusetzen, indem die Scene, welche so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, nur als eine sehr gelungene Pantomime zu betrachten sei. Das klang einigermaßen beruhigend; doch mit der festlichen Stimmung war's vorbei. Jeder sah sein eigen Bild in des Nachbars bleichen Zügen wieder, nachdem die Schauerscene schon längst entschwunden war. Sobald die vorgeschriebenen Formalitäten erfüllt waren, beeilte man sich still zu verabschieden, und zwar zu einer frühern Stunde, als sonst bei solchen Anlässen üblich; und es blieb der Kaiser allein in seiner Herrlichkeit.

Aurelian, der mit den Andern den Palast verließ, war es froh, nun für seinen Besuch bei Sisinnius so

viel Zeit gewonnen zu haben. Schier einen ganzen Monat lang hatte er Flavia Domitilla nicht gesehen. Sie war unwohl gewesen; und so oft er auch vorsprach, immer ward ihm derselbe Bescheid: sie sei nicht im Stande, ihr Gemach zu verlassen. Jeden Tag hielt er Nachfrage, und jeden Tag erfolgte die gleiche Antwort. Ihre Gesundheit fing an, ihn ernstlich zu beunruhigen: war doch Flavia, so einfach und kunstlos, und doch wieder so einzig und ausgesucht in ihrer Art, der innerste Mittelpunkt seines ganzen Wesens. Der Kaiser, als ihr Vetter, Vormund und Adoptivvater, hatte sie ihm anverlobt; und Flavia hatte aus ihrer Vorliebe für ihn kein Hehl gemacht, und solche durch die rührendste Zärtlichkeit an den Tag gelegt. Doch später schien es ihm, als behandle sie ihn mit Kälte und suche seiner Gesellschaft auszuweichen. Die Eifersucht flüsterte ihm ein, ihre bisherige Neigung huldige einer neuen Richtung, habe sich einen andern Gegenstand auserkoren. Konnte es sein, daß sie die so oft betheuerte Liebe, sein höchstes Gut, jenem jungen Offizier zugewendet? Das war es, was Aurelian angelegentlich beschäftigte, als er seine Schritte gegen die Behausung des Sisinnius lenkte.

Kaum hatte er den Thürklopfer, einen Ring im Löwenrachen, berührt, so öffnete Nereus, einer von Flavia's Lieblingssklaven, die Eingangspforte. Zutraulich sprang das Hündchen, der gewöhnliche Inhaber des römischen Atriums, an dem Purpurbande herauf, welches den untern Rand seiner Senatorentoga festhielt.

„Ruhig, Hylax!“ Und er wehrte dem Hunde mit dem Pallium, das er so eben abgelegt, damit der Die-

ner es bis zu seiner Rückkehr aufbewahre. „Ich hoffe, deine Gebieterin hat sich von ihrem letzten Unwohlsein erholt?“ wandte er sich zu Nereus, der, obgleich voll ehrerbietiger Unterwürfigkeit in Wort und Geberde, eine Abneigung gegen Aurelian zu hegen schien.

„Sie ist nicht vollständig hergestellt, mein edler Herr. Der stete Aufenthalt im geschlossenen Raum hat ihre Niedergeschlagenheit, von welcher sie seit des Onkels Tod zu leiden hat, vermehrt.“

Die Thüre eines Gemaches auf das Atrium—nicht des Speisezimmers, sondern einer kleinen Diceta oder Besuchzimmer, wo die Familie die Winterabende verbrachte — öffnete sich und zeigte Sisinnius.

„Sei willkommen, Aurelian! Wie, schon so früh vom Feste zurück? Hörte ich doch, daß Apollonius von Tyana selber von Corinth kommen mußte, die Unterhaltung zu fördern; und so wundert's mich, Dich vor der sechsten Stunde hier zu sehen!“

„Es ist allerdings wahr, daß Apollonius seit einiger Zeit in Rom sei. Entweder mußte er oder die höllischen Kobolde selber heute Nacht dabei gewesen sein!“

„Also habt Ihr Euch gut unterhalten?“

„Unterhalten! Domitian's Unterhaltung dürfte schwerlich nach Jedermann's Geschmacke sein.“

Er ließ das Pallium fallen, und ordnete die Falten seiner Toga, während Sisinnius ihm zuflüsterte, daß Theodora, Flavia und Clemens im Innern wären. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen wurde er dem Letztern vorgestellt, dessen ehrwürdige Erscheinung ihm ungemein imponirte. Die hohe, durchsichtige weiße Stirn sah man

von blauen Adern durchfurcht; und achtzig oder mehr Jahre hatten den Schnee ihm in's Haar gestreut, das wie ein Silberkranz sein Antlitz umwallte und auf die Schultern niederfloß. Von der Sonne verschiedener Zonen war ihm das Gesicht gebräunt. Doch im Ganzen lag der Ausdruck unbeschreiblicher Milde, und aus seinen durchdringenden Augen leuchtete so viel Liebe, daß es unmöglich schien, sie mißzuverstehen. Er trug keine Strümpfe, blos Sandalen aus Ziegenleder. Ebenso waren die andern Bestandtheile seiner Kleidung, obwohl sie den vornehmen Bürger kennzeichneten, alt und abgetragen. Sein ganzer Schmuck bestund in einem einfachen goldenen Ring, auf dem ein Kreuz gravirt war.

Aurelian erkannte in Clemens Denjenigen wieder, welcher vor einigen Wochen, als für eines der zur Besänftigung des Kriegsgottes auf dem Kapitol dargebrachten Menschenopfer ein Arzt gesucht wurde, seine Hilfe anbot, mit den Worten: „Ich bin kein Arzt von Beruf; doch habe ich lange Zeit in fremden Ländern gelebt und dort viele Geheimnisse der Heilkunst erlernt. Wenn mir gestattet, so vermag ich die Schmerzen jenes Unglücklichen zu lindern." Diese Erlaubniß wurde ungesäumt ertheilt: denn, gemäß den Auguren würde es eine üble Vorbedeutung gewesen sein, wenn das Opfer vor Schluß der gottesdienstlichen Handlung verschieden wäre. Clemens redete in einer Sprache, welche Aurelian nicht verstund; er erhob die Hand über dem Haupte des Leidenden, dessen Züge ein seliges Lächeln verklärte. Dann nahm er aus der Seitentasche ein silbernes Gehäuse, mit dessen Inhalt er einzelne Theile des verwundeten Körpers

rieb. Und sieh! vor allen Umstehenden wurden die Brandwunden geheilt, und der Geopferte war kräftiger, denn je. Doppelt freute es daher Aurelian, in Sisinnius Gast die Bekanntschaft des Fremden vom Capitol zu erneuern. Jetzt mußte ja seine theure Flavia, deren Gesundheit ihm kostbarer als das eigene Leben, durch des Clemens Geschicklichkeit bald hergestellt sein.

„Nun, Aurelian," sagte Sisinnius, „verkoste jene kalabresischen Granatäpfel, nebst einem Becher Falerner. Du kannst diese kleine Herzstärkung wohl brauchen. Siehst Du doch so bleich aus, als ob Dir Nero's Geist erschienen wäre. Unterdessen erzähle uns, wie es Euch bei dem Kaiser ergangen. Gab er die Hinrichtung einiger jener Juden oder Christen zum Besten?" Juden und Christen wurden während der ersten Jahrhunderte von den Heiden unter die nämliche Rubrik gestellt.

„Oh, das wäre uns sicher nicht erspart geblieben, hätte das Fest länger gedauert!" Und er schilderte das uns bereits bekannte Schauspiel. Als er von der Wirkung sprach, welche die Apostrophe vom „Gekreuzigten Juden" auf den Kaiser hervorgebracht, begegneten sich Flavia und Theodora im Hinblicke auf Clemens. Dieser schien seiner Umgebung für den Moment ganz entrückt: Thränen schimmerten in seinen ernsten traurigen Augen; das weiße Haupt war gebeugt, und die Lippen bewegten sich schweigend. Sisinnius war jedoch bei der Beschreibung des Festes intressirt, während Aurelian sich durch die Stille der Zuhörer zu geschmeichelt fühlte, um den alten Mann zu beachten.

„Das prophezeit den Christen nichts Gutes," sagte

Sisinnius, nachdem Aurelian geendigt. „Es sollte mich nicht überraschen, in wenigen Tagen ein Edikt, noch schlimmer als jenes von Nero, auf ehernen Tafeln im Campus Martius angeschlagen zu sehen. Domitian hat die Idee, daß sie sich in ihren geheimen Zusammenkünften gegen sein Leben und den Thron verschwören. Er gab bereits Befehl, daß der beste und intimste Freund Jesu zu Ephesus gefangen genommen und in Ketten nach Rom gebracht werde," bemerkte Aurelian. Bei dieser Mittheilung zuckte Clemens, der bisher schweigend zugehört, wie in plötzlichem Schmerze zusammen; doch ebenso bald wieder gefaßt, fragte er: „Ist es möglich, daß sie daran denken sollten, den ehrwürdigen Greisen in dieser strengen Winterszeit über das Meer zu schleppen? Es würde sein Tod werden."

„Es ist dies nicht allein möglich, sondern Thatsache," entgegnete Aurelian.

„Ihr kennt ihn also?" fragte Sisinnius.

„Ihn kennen! Und wie kenne ich ihn! Von den Säulen des Herkules oder den zinnreichen Inseln im Norden bis zu den sonnigen Abhängen Asiens und Afrika's Syrten ist wohl kein Land, das ich nicht durchwandert, und wo ich Freunde gefunden. Die Meisten aus Jenen, mit denen ich geliebt und gearbeitet, sind jetzt heimgegangen," — er wischte eine Thräne ab — „doch unter den wenigen Zurückgebliebenen ist keiner so ausgezeichnet, so hochverehrt und meinem unwürdigen Herzen so theuer, als Johannes von Ephesus. Ist er doch der Letzte eines nahezu ausgestorbenen Geschlechtes — einer Generation von mächtigen Helden und Riesen — in die Welt gesandt,

den Grundstein eines Gebäudes zu legen, auf dem Jahrhundert nach Jahrhundert sein Stockwerk erheben wird, bis es in den Himmel reicht. Mit seinem Hintritt wird das letzte Glied der Kette zwischen jener Generation und unsern Tagen fallen. Bereits ruht das Werk, so sie begonnen, auf gebrechlichen, schwachen Schultern.“ Hier hielt der Sprecher inne. Hatte er doch im Feuer der Begeisterung ganz seiner Zuhörerschaft vergessen. Das Haupt sank auf die Brust, und wieder bewegten sich seine Lippen schweigend. Verwundert sahen die Andern zu: es war etwas in des alten Mannes Erscheinung, das mehr als dies — das ihre Bewunderung erregte.

Bald darauf erhob sich Clemens zum Aufbruche. Sisinnius und seine Gattin wollten ihn zurückhalten, da er zur Zeit von Theodora’s Krankheit öfters in ihrem Hause über Nacht geblieben; doch er ließ sich nicht bewegen.

„Meine jungen Freunde!“ sagte er, sich verabschiedend, „ob uns ein Wiedersehen vergönnt, ist uns unbekannt; denn Keiner ist des kommenden Tages gewiß. Vollbringen wir am Abend, was zu thun obliegt: wer weiß, ob uns der Morgen graut.“ Forschend ruhten Theodora’s und Flavia’s Augen auf ihm. Dann wandte er sich gegen sie: „An Euch richte ich jene Worte, welche ich vor langen Jahren aus dem Munde eines theuern Reisegefährten gehört: — „„Seid allezeit mit brennenden Lampen in Euern Händen. Die Gestalt dieser Welt vergeht: es kömmt die Nacht; doch vergesset nicht des herrlichen, unvergänglichen Morgens, der ihr folgen wird““ — Erlaubt, daß ein Greis, dessen Pilgertage hienieden

gezählt sind, auf Euch Alle den Segen von Oben herabrufe.“ Er breitete seine Hände aus, und das Kreuz funkelte golden, als er mit feierlicher Stimme sprach: „Möge mein Segenswunsch vor dem „ungekannten Gott“ Erhörung finden, und seine Huld stets auf Euch ruhen. Möget Ihr Alle recht bald in den glorreichen Tempel, zu dessen Errichtung Er seine Arbeiter auf die Erde gesandt, Euch sammeln, und dort im wunderbaren Lichte die Schönheit seines Antlitzes schauen!“ Flavia und Theodora neigten ihre Häupter, wie vor einer unsichtbaren Macht. Aurelian und Sisinnius dagegen schrieben des Greises sonderbare Weise einer bisher nicht bemerkten Ueberspanntheit zu.

Nachdem Clemens sie verlassen, näherte Aurelian sich Flavien, ihr seine Besorgniß über ihre Gesundheit auszudrücken. Flavia war ganz verändert. Er las in ihren Zügen nicht den sonnigen Willkomm, das liebliche Lächeln, welches ehedem seine Erscheinung begrüßte. Sie schien traurig, zwar nicht unglücklich, doch ernstlich bemüht, seine Nähe, ja seinen Blick, zu vermeiden. Sollten die Einflüsterungen des Zoilus wahr sein? Wenn sie sonst ausging, oder ihn bei sich erwartete, trug sie Sorge, ihren natürlichen Liebreiz in Person und Wesen durch künstliche Hilfe möglichst zu erhöhen. Ihr Putztisch und ihre Dienerinnen galten als das non plus ultra unter den vornehmen Römerinnen, welche für asiatische Schönheitsmittel und jonische Sklavinnen als Kammerzofen ungeheure Summen verschwendeten. Doch mit Flavia war es anders geworden. Ihre schlanke Gestalt war ganz in ein Trauergewand von dunkelm Tuch gehüllt,

ohne die geringste Verzierung, wie man es an den Frauen der römischen Verkäufer sah. Ihr Haar thürmte sich nicht in persischem Style, der damals bei den adeligen Damen die Mode, sondern war kunstlos so aufgesteckt, um die hohe, weiße Stirn möglichst zu verhüllen. Nicht wie sonst schwelgten die dunkeln Augen mit herzlicher Liebe an seinem Anblicke. Er sah, daß es nicht mehr seine Flavia war. Mochte es der Krankheit zuzuschreiben sein? O wie gerne hätte er dann all' seinen Reichthum, mit den goldenen und silbernen Bildern der Vorfahren, zu Clemens Füßen gelegt, und ihn angefleht, daß er sie gesund mache! Oder war es möglich, daß sie ihre Liebe von ihm auf den kürzlich aus Judäa zurückgekehrten, jungen Offizier übertragen hatte? — Solcher Art waren die Gedanken, welche ihn bestürmten, als er sich allein mit Flavia fand. Sisinnius hatte Theodora abseits gerufen.

„Flavia!" sagte er endlich. „Was habe ich gegen Dich verschuldet? Du scheinst durch mein Kommen keineswegs erfreut zu sein. Wer hätte aber gerechten Anspruch auf jene Zuneigung, die Du stets für mich an den Tag gelegt, als Derjenige, welcher Dich mit den nächsten Kalenden bei einem neuen süßen Namen als den Gegenstand seiner Liebe nennen darf?"

„Mit den nächsten Kalenden! Das kann dein Ernst nicht sein, Aurelian!" rief sie.

„Dein Vormund und Adoptivvater, der Kaiser, hat geruht, diesen Tag zur Erfüllung deines Versprechens festzusetzen. Es ist dies ein Festtag, der meinem Gedächtnisse ewig theuer sein wird," erwiederte Aurelian.

„Aber das kann nicht sein! Es ist unmöglich!"

„Warum nicht? Wie?" fragte er.

„O Aurelian! Du bist zu edel, zu großmüthig, Du hast Dich stets zu gütig gegen mich gezeigt, als daß Du mich zur Erfüllung eines Versprechens zwingen wolltest, das mir nur Unglück bringen kann!"

„Unglück! Wie! Hast Du mich nicht jederzeit deiner größten Liebe und Zutrauens versichert? Habe ich etwas gethan, um diese meine höchsten Güter zu verwirken? Das willst Du selbst nicht zugeben! Wie kann also die Vollziehung deines Wortes Dich unglücklich machen?"

„Ich werde nie deiner Güte von Tag zu Tag vergessen," antwortete sie, „und immer Dich wie meinen Bruder lieben; allein einer andern Verbindung kann zwischen uns nicht die Rede sein!" „Jetzt verstehe ich Alles," rief Aurelian; „auch Du bist von dieser neuen Epidemie angesteckt worden. Du hast mir deine Neigung entzogen, um sie einem Andern zuzuwenden."

„Und gesetzt, ich hätte es gethan," sagte Flavia, indem sie seine Erregung in anderer Weise zu dämpfen suchte. „Du stehst zu hoch und bist zu stolz, um die Hand Derjenigen zu wünschen, welche nicht auch ihr Herz damit vereinen kann."

„Beim Herkules! Ich weiß, wer dieser christliche Zauberer ist, und so wahr ich ein römischer Edelmann bin!" —

„Wenn Du ihn also kennst, so wirst Du mich nicht tadeln, daß ich ihm meine Neigung geschenkt. Er ist so schön, so edel, so herrlich über alle Menschensöhne!

Seine Zähne sind weißer als Milch, und die Worte seines Mundes fallen süß, wie Honigseim. Er strahlt in ewiger Jugend, ist mit unvergänglicher Anmuth gekrönt. Und auch mir hat er solche nimmer schwindende Schönheit verheißen, wenn ich ihn lieben und ihm dienen will."

„So liebe ihn, Du thörichtes Mädchen! Doch dienen sollst Du ihm nie und nimmermehr, wenn das Schwert und das Gold Aurelians es verhindern kann."

„Aurelian, mein Bruder! Ich will zu ihm beten und ihn bitten, daß er sich Dir zu erkennen gebe; dann, o dann wirst auch Du ihn lieben und ihm gerne dienen."

„Willst Du Dich über mein Elend noch lustig machen," fragte er bitter, „jetzt nachdem Du all' mein Hoffen zerstört, worauf mein ganzes Glück beruhte? Doch wisse, Flavia! ich gebe mich nicht überwunden, wenn Domitians Macht diese Christenviper zermalmen kann! Gedenke an deines Onkels Schicksal!" Und damit verließ er das Gemach.

## Zweites Kapitel.

## Die Sklavenfeier.

Zur Zeit dieser Erzählung sollten zu Rom die Saturnalien gefeiert werden — eine große Festlichkeit, welche auch den Christen als Vorwand diente, um aus den verschiedensten Gegenden nach der Weltstadt zu strömen, und gleichzeitig ihr Christfest zu begehen. Die genaue Epoche seiner Einsetzung ist uns unbekannt: doch finden wir dasselbe schon in den frühesten christlichen Zeiten.

Die Tradition lehrt, daß es im ersten Jahrhundert seinen Ursprung genommen und unter dem Deckmantel der heidnischen Saturnalien insgeheim gefeiert wurde.

Es fielen diese Saturnalien, zur Ehre des Saturnus abgehalten, welchen die Lateiner die Einführung des Ackerbaues und der bildenden Künste in Italien zuschrieben, gegen Ende Dezember, und bildeten mit Schluß der Feldarbeiten eine Art Erntefest für die ländliche Bevölkerung. Seitdem Julian diesem Monat zwei weitere Tage beigefügt, begannen die Saturnalien am sechszehnten der Kalenden des Januar, also am siebenzehnten Dezember, und dauerten drei Tage. Meistens wurden sie jedoch durch eine Vorfeier eröffnet, und auch gegen Ende des Monats verlängert, wenigstens bis auf den vierundzwanzigsten, der als besonderes Fest unter dem Namen der Sigillarien (Bilderfest, Puppenmarkt) bekannt war, wegen der irdenen Figuren, die als Spielzeug für die Kinder herumgeboten wurden.

Während dieser Feiertage genossen die Sklaven unumschränkte Freiheit in Wort und That. Die Kleidung von düsterm Schwarz und Braun, welche nebst den Pantoffeln ihre Knechtschaft bezeichnete, tauschten sie gegen das Gewand der Gebieter, und trugen gleich den Freien die Filzmütze, die als Attribut der Freiheit galt. Ihre Ration an Brod, Salz und Oel wurde vermehrt und durch die Zugabe des Weines gewürzt. Oefters bedienten ihre Gebieter sie bei Tische, wo die Ansichten und Meinungen sowohl in Scherz und Leid, als auch in besonnenem Ernst, ungehindert Ausdruck fanden. Das ganze Volk feierte: die Toga wurde abgelegt und ein

loses Gewand (Synthesis) angezogen, mit der hohen, spitzen, randlosen Mütze. Man schenkte sich Wachskerzen, namentlich die Sklaven ihren Herrn, der Client seinem Patron; und mit diesen brennenden Lichtern in der Hand zog man jubelnd durch die Straßen. „Jo Saturnalia!“ Verkaufsläden und Gerichtshöfe waren geschlossen; die Schulen machten Ferien; es durfte kein Krieg erklärt und kein Missethäter bestraft werden; Hazardspiele, sonst durch das Gesetz verboten, waren erlaubt. In Privatkreisen erwählte man Festkönige, welche dem Spaß mit großer Majestät vorstunden. All dieser und noch größerer Privilegien erfreuten sich auch die Sklaven.

Aurelian war seit seiner Unterredung mit Flavia keineswegs festlich gestimmt; und weil er wußte, daß viel fremder Besuch in seinem römischen Palaste vorsprechen würde, zog er sich, um solchem zu entgehen, auf sein Landgut vor der Stadt zurück.

Dorthin lud er an dem von Zoilus festgesetzten Tage auch den Sisinnius ein, unter dem Vorwande, an dem ländlichen Fest seiner Sklaven Theil zu nehmen. Sisinnius fand ihn im Tablinum, einem der Eingangspforte gegenüber liegenden Gemache, wo das Familienarchiv und die Urkunden aufbewahrt wurden. Wie er den Aurelian so hager, bleich und düster sah, mit dem Beschreiben einer Pergamentrolle beschäftigt, fragte er:

„Du stehst wohl im Begriff, dein Testament zu machen? Glaubte ich doch den Schatten der Dido vor mir zu sehen! Das kommt davon, wenn man die Götter und ihre Feste vernachläßigt, und sich wie eine Vestalin in die Einsamkeit dieser Mauern einschließt. Kehre

mit mir in die Stadt zurück, und zünde deine Wachskerze an, und laß dem Saturnus ein Loblied erschallen, wie jeder rechte Römer thut, so wirst Du Dich viel besser befinden."

„Das mag sein. Doch die Schicksalsgöttinnen sind nicht immer und für jeden bei Laune. Ich habe meine guten Tage gehabt; so ist es billig, daß auch die bösen nicht ausbleiben."

„Bah, Aurelian! Bring' dem Bacchus ein Trankopfer dar, und leere Du selber den Becher, so wirst Du sehen, wie der lustige Gott deine sinkenden Lebensgeister wieder aufrichtet. Kenne ich doch den Grund von all diesem — deine Unterredung mit jenem halsstarrigen Mädchen! Fasse Muth! Die Frauen gleichen den Sommerwolken: bald dunkel und trübe, und mit einem Mal wieder hellglänzend im Sonnenschein der Liebe und Schönheit." „Sehr poetisch, Sisinnius. Doch Flavia ist nicht von der gewöhnlichen Sorte. Indessen wird die heutige Nacht mein Fürchten und Hoffen für immer entscheiden. Du erinnerst Dich unsers Uebereinkommens mit Zoilus?"

„Ja, und fast thut es mir leid, darauf eingegangen zu sein. Ich kann aus jenem Sklaven nicht klug werden. Er scheint Jeden und Alles zu kennen; und kaum vermag man zwischen seinem Scherz oder bittern Ernst zu unterscheiden. Weißt Du, bei wem ich ihn am Kreuzweg der appischen und lateinischen Straße traf? Er schwatzte mit jenem jüdischen Bettler, der des Morgens, Mittags und Abends die am ägerischen Brunnen Vorübergehenden um Almosen anspricht."

„Ich erlaubte ihm, in die Stadt zu gehen, um unsere Zulassung bei der Zusammenkunft der Christen zu vermitteln. Jedenfalls weiß er viel davon, und muß ein scharfer Spion sein, sonst könnte er sich nicht ohne Gefahr in die Mysterien jener geheimnißvollen Sekte der jüdischen Verschwörer eindrängen. Doch in unserm Falle ist er sicher und zuverläßig; denn ich habe ihm und einer jüdischen Sklavin, die ihn bezaubert, die Freiheit versprochen, wenn er mich überzeugen sollte, daß Flavia eine Christin geworden. Aber still! Da kömmt er. Wohlan, Zoilus, Du kehrst eher zurück, als ich erwartete. Was bringst Du Neues aus der Stadt?" „Heil Dir, edler Sisinnius!" sagte der Grieche, sich verneigend. „So höre, Gebieter. Der göttliche Domitian ist wüthend; die Kampfspiele im neuen Amphitheater haben fehlgeschlagen. Wie man sagt, hatte er zehntausend wilde Thiere und eine entsprechende Anzahl Gladiatoren verordnet, um an Großartigkeit das Eröffnungsfest seines Bruders Titus zu übertreffen. Die Scene zwischen Herkules und Omphale sollte dem Volke vorgeführt werden; und schon seit vielen Wochen wurde einer der Gladiatoren für erstere Rolle in Dressur genommen. Er sollte zum Schluß in einem mit Vitriol und Theer getränkten Hemde lebendig verbrannt werden. Die Vorübung verlief ganz gut: Der Gladiator ließ sich die ausgewählten Mahlzeiten schmecken, welche ihm der Kaiser sandte, um ihn zum Braten desto fetter und fleischiger zu machen. Als man ihn jedoch diesen Morgen in's Amphitheater führte, legte er seinen Kopf zwischen die Speichen des Wagenrades, und brach sich zum Dank für die genos-

fenen Wohlthaten einfach den Hals, ohne sich im Mindesten um den Verdruß der kaiserlichen Gottheit zu kümmern. Das war von einem gewöhnlichen Sklaven doch gar zu schlecht! Aber es mußte für Ersatz gesorgt werden: denn einen Leichnam verbrennen sehen, dies konnte wohl Niemand Spaß machen. So wurde ihm ein Nachfolger gegeben, der sich jedoch hartnäckig weigerte, in dem Liebeshandel von Herkules und Omphale Hand oder Fuß zu regen. Solches mußte man denn auch in Erwartung des tragischen Endes geduldig hinnehmen; allein—klingt es nicht wunderbar? — als ihm das Hemd übergeworfen und in Flammen gesetzt wurde, stand er unter Anrufung des Christengottes unversehrt in der Mitte. Wie war da der Kaiser voller Wuth! Die Schleußen der Arena wurden geöffnet; Krokodile und andere Wasserungeheuer schwammen herum, in gefräßiger Gier einander verschlingend. Der Mann wurde ihnen vorgeworfen, doch Keines rührte ihn an! Von den Fluthen getragen, mit erhobenem Antlitz und gefalteten Händen flehte er zum Christengott um Erbarmen für Domitian. Das erbitterte den Kaiser so sehr, daß er sich von seinem Sitze über dem Kampfplatze erhob, und sowohl in seinem, als Jupiter's göttlichem Namen, den Christen und ihrem Gott fluchte. Und siehe! als ob Jupiter darüber zürne, fuhr ein Donnerkeil, einer feurigen Kugel gleich, von des Himmels höchsten Höhen zischend in die Wasser der Arena, jegliches lebende Wesen, den betenden Christen ausgenommen, vernichtend! Der Vorhang des Amphitheaters, nebst der ihn stützenden Maschinerie, gerieth in Brand, und war im Nu ein Raub der Flammen. Das Volk stürzte

wild zum Ausgang; und man weiß noch nicht, wie viele Menschenleben es gekostet hat. Der Kaiser selber war verstört und flüchtete zum Wagen, um in rasender Eile nach dem Palaste zu fahren, in welchem der Blitz ebenfalls gezündet hatte."

„Das wird das Verfolgungsedikt gegen die Christen beschleunigen, und wirklich ist es auch hohe Zeit," bemerkte Aurelian.

Die Villa befand sich auf einem Grundstück von vielen hundert Morgen, und war durch einen waldigen Hügel, dessen Fuß ein Zufluß der Tiber umspülte, gegen die rauhen Nordwinde geschützt. Dieser Strom drainirte das Land, welches sonst wohl ein Morast gewesen wäre, und verhinderte somit jene schädlichen Ausdünstungen, die so manche Oertlichkeit um Rom zum menschlichen Aufenthalt untauglich machen. Wegen ihrer bedeutenden Entfernung von der großen südlichen Heerstraße blieb die Villa so ziemlich mit Besuchen verschont und bildete daher einen sichern Zufluchtsort für den Freund der Einsamkeit. Einige hundert Schritte vom Hauptgebäude entfernt lagen die Wohnstätten der Sklaven, aus zwei offenen Höfen — einem innern und äußern bestehend. Zum Letztern gehörte die Küche, ein Raum, groß genug, um die ganze, mit Betrieb der Meierei beschäftigte familia zu fassen. Mit dem Namen familia bezeichnete man nämlich die Gesammtheit der auf einem Grundbesitz oder in einem Haushalte verwendeten Sklaven. Neben der Küche befanden sich die Bäder, die Wein- und Oelpressen, die Keller, und in den obern Stockwerken die Kornböden, welche sorgfältig gegen Feuchtigkeit oder Hitze und vor

den Insekten bewahrt wurden. Am Eingange dieses Hofes lagen die Gemächer des Villicus oder obersten Hausshofmeisters, und des Procurators der familia. Der innere Hof enthielt die Stallungen, Krippen und Schuppen (equilia, bubilia und ovilia). Den Mittelpunkt jedes Hofes nahm ein großes Wasserbecken ein, das in Röhren von gebrannter Erde vom Fluße gespeist wurde. Das Bassin des äußern Hofes wurde gemeiniglich zum Reinigen und Wässern der Pflanzen verwendet, während im Innern das Federvieh und die Hausthiere gewissenhaft mit frischem Wasser versorgt wurden. Rings um die beiden Höfe waren die Zellen (cellæ) der Sklaven, nach Süden gelegen, um der Sonne Licht und Wärme aufzunehmen. In der Nähe dieser Zellen, doch theilweise unterirdisch, befand sich das Gefängniß für widerspenstige oder flüchtige Sklaven, welches durch lange, schmale Fenster nothdürftig erhellt wurde.

Aurelian und Sisinnius schlenderten in Begleit des Zoilus gemächlich aus der Villa, sich über die wunderbaren Ereignisse besprechend, so jener berichtet. Als sie die Höfe erreichten, fanden sie die Sklaven bei den verschiedensten Belustigungen. Es war ein schöner, prächtiger Tag: die Sonne strahlte am wolkenlosen Himmel, den der Wind rein gefegt. Nur die starren, dürren Zweige der Bäume am nahen Hügel erinnerten durch ihr Rasseln und Schwenken an den Wintermonat, und zuweilen fuhr ein Windstoß wirbelnd daher, als ob er den Weg verloren hätte. Viele der Sklaven spielten mit Wurfsteinen; andere machten in einer geschützten Ecke eine Parthie auf dem Damenbrett. Einige huldigten dem sonst

verbotenen Würfelspiel, während die Jugend ein kindisches Vergnügen daran fand, mit dem knöchernen oder elfenbeinernen Becher zu klappern. Andere waren um einen Sklaven mit dem langen Bart des Weisen versammelt, der Räthsel aufgab. Viele saßen ruhig für sich, während Einige verdrießlich herumspazierten, wie es schien, keineswegs in erfreuliche Gedanken versunken. Doch die große Körperschaft der familia befand sich in der Küche, die von Gesang, Musik und Tanz widerhallte. Sobald Aurelian und seine Gefährten dort eintraten, erhob sich ein kleiner, buckliger Sklave blitzesschnell von seinem Ruhesitz und hielt den Gebieter am Saume der Toga fest, welche nachläßig über die linke Schulter geworfen war.

„Die Götter werden dem Senator zürnen, wenn er während dem Fest seine Toga trägt und den Caipor nicht bedienen will, wie voriges Jahr,“ rief der Zwerg.

„Nein, nein, Caipor! Saturnus hat mir erlaubt, die Toga beizubehalten. Ich bin krank, und er fürchtet, ich möchte mich erkälten, wenn ich sie gegen ein leichteres Gewand vertauschte.“

Caipor's Antlitz verdüsterte sich und Thränen schimmerten durch seine Wimpern.

„Der arme Gebieter ist krank und muß sterben! Was soll denn aus Caipor werden? Der Aufseher wird ihn peitschen und in den Bock spannen, weil er mit den Schellen klingelt; oder sie werden ihn verkaufen, daß er nie mehr den guten Herrn und die schöne Flavia sehen und lieben kann.“

Aurelian beruhigte ihn, daß sein Leben keineswegs

in Todesgefahr stehe, und daß er auch ferner mit den Schellen klingeln dürfe, ohne darum gepeitscht zu werden. Der kleine Kerl schüttelte seine phrygische Mütze, und von den Glöckchen derselben ertönte ein feines Gebimmel. Vor Freude darüber brach er in ein blödsinniges Gelächter aus.

„Der Aufseher darf den Caipor nicht peitschen, wenn er mit den Schellen klingelt, ha, ha! Der Aufseher peitschte heute den Lucius, bis dicke Blutstropfen von seinen Schultern fielen, und ließ ihn nach der Tretmühle bringen.“

„Unmöglich!“ sagte Sisinnius. „Es ist nicht erlaubt, während des Festes zu peitschen oder einzusperren.“

„So sagte auch Lucius. Doch der Aufseher wollte ihn nicht hören. Lucius ist ein großer, starker Mann — warum tödtete er den Aufseher nicht? Er wehrte sich nicht, ja, er schrie nicht einmal, sondern fuhr fort, Jesus um Hilfe anzurufen; aber Jesus kam nicht. Meister, wer ist Jesus?“ fragte der Narr.

Aurelians Neugierde war erregt. Auf seine Erkundigung sagte ihm der Verwalter, daß Lucius, gleich vielen andern Sklaven, sich weigere, dem Saturn oder den übrigen Göttern zu opfern, und dem Kaiser göttliche Ehre zu erweisen. So habe er für nöthig erachtet, zum abschreckenden Beispiel Einen aus ihnen zu bestrafen, und zwar das Haupt der Sektirer, den sonst ruhigen und beliebten Lucius.

„Zu was wird es noch kommen?“ wendete sich Aurelian verstimmt gegen Sisinnius. „Unsere Weiber und Töchter, ja sogar unsere geringsten Sklaven, sind von

diesem christlichen Verführer angelockt! Gleich dem Pesthauch der Sümpfe dringt sein Einfluß überall ein, und vergiftet die ganze Athmosphäre unseret bürgerlichen Gesellschaft. Es muß etwas gethan werden, um seinen tödtlichen Fortschritt zu hemmen. Doch bedarf es zur gänzlichen Vernichtung einer stärkern Dosis, als Nero sie verordnete." –

Caipor schmiegte sich zärtlich an seinen Gebieter. Plötzlich faßte er die Toga mit hastigem Ruck, und sagte, zu ihm aufsehend:

„Caipor wartet dem Senator das ganze Jahr hindurch auf. Will nicht der Senator dem Caipor während dem Feste aufwarten?"

„Gewiß, ich werde heute dein Sklave sein und Dich bedienen, mein Caipor! Wo ist dein Platz?"

An dem einen Ende der großen Küche waren Ruhebänke mit schmalen Tischen in Form eines Speisesophas (Triclinium) errichtet. Dorthin führte der bucklige Narr den Aurelian und lehnte sich in der gewähltesten Stellung in die Kissen zurück. Während Aurelian einen Tisch herbeirollte, und ihn mit Wein und Früchten bediente, schaute er mit unverstelltem Stolz und Vergnügen durch das Gemach; fühlte er sich doch geehrt, wie kein Anderer.

Inzwischen machte Zoilus den Sisinnius mit der Geschichte und dem Charakter einzelner Sklaven bekannt. Es mochten deren etwa vierhundert gegenwärtig sein. Der Leser mag uns der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir seine Aufmerksamkeit auf die große Anzahl, die verschiedenartige Herkunft und Verwendung der zur Zeit Do-

mitians im Besitz des römischen Adels stehenden Sklaven richten. Die Sklaverei umfaßte dreierlei Gebiete, nämlich: geborne Sklaven; solche, die wegen bürgerlicher Vergehen mit Verlust der Freiheit bestraft wurden; und die Kriegsgefangenen. Schon die Letztern allein stellten einen sehr beträchtlichen Contingent. Unter der Regierung des Augustus hinterließ ein Freier, laut Testament, über viertausend Sklaven, nachdem er in den Bürgerkriegen etliche tausend verloren hatte. Die Geschichtschreiber erzählen, daß viele Römer deren zehn bis zwanzigtausend besaßen. Juvenal schätzt das Vermögen eines Römers in der Weise: „Quot pascis servos?“ (Wie viele Sklaven vermag er?“) Während des Kaiserreichs fand man sie in jedem Stande, vom gemeinen Taglöhner, bis zum größten Gelehrten. Sie waren die Pflanzer und Verwalter der patrizischen Besitzungen in Italien, Sizilien und den Provinzen jenseits der Berge und Meere. Sie qualifizirten sich als Bäcker, Barbiere, Köche, Haushofmeister, Handwerker; als Erzieher, Schreiber, Vorleser, Lehrer, Aerzte, Astronomen, Rhetoriker, Dichter und Philosophen. Die Literatur und Wissenschaft der römischen Welt (orbis terrarum) hatte in ihren Reihen manchen würdigen Repräsentanten. Daher hieß es, daß Roms kriegerische Tapferkeit sich fremde Nationen unterjochte, während jedoch die Ausländer ihre Eroberer an Civilisation und Gelehrsamkeit übertrafen.

So darf es uns nicht wundern, in Aurelians Haushalt hunderte von Sklaven zu finden; war doch seine Familie eine der ältesten und vornehmsten der Weltstadt. Diejenigen von seinen italienischen und ausländischen Gü-

tern mitgerechnet, besaß er deren viele Tausende. Unter der Elite, welche dem Sisinnius vorgestellt wurde, sah man die verschiedensten Nationalitäten vertreten — Phrygier, Cappadocier, Thracier, Briten, Griechen und Juden.

„Wo wurde Caipor gekauft?" fragte Sisinnius.

„Aurelians Mutter," antwortete Zoilus, „fuhr einst in ihrem vierrädrigen Wagen (rheda) durch die Straßen Roms. Da wurde ihre Aufmerksamkeit von einer Zwergengestalt angezogen, die aus dem Forum des Augustus auftauchend, dem Fuhrwerk folgte und händeklatschend rief: „Bravo, klein Rad! Vorwärts! Groß Rad kann Dich nicht fangen; bravo, klein Rad!" Er war ganz in Extase, die kleinen Wagenräder beim schnellen Fortrollen immer in gleicher Entfernung von den größern zu sehen. Der Sklavenhändler, dem er entwischt war, kam dazu und prügelte ihn erbarmungslos. Der arme Junge heulte kläglich und rief die Dame um Schutz an. Aus Mitleid veranlaßte sie ihren Gatten, ihn um zehntausend Sesterzien zu kaufen. Seither ist er der Hofnarr des Haushalts geblieben, der Sitte gemäß, nach meines edlen Gebieters Vater mit dem Namen Caipor (Caji puer) gerufen."

„Wie heißt jene Sklavin dort? Welch' vollendetes Ebenmaß sowohl der Züge, als der ganzen Gestalt? Doch Mund und Augen zeugen von großer Entschiedenheit."

„Das ist Judith, die Jüdin," sagte Zoilus mit einem leisen Anflug von Verlegenheit. „Sie wurde mit mir aus dem Nachlaß des letzten Consuls Domitilla gekauft. Zur Zeit der Belagerung von Jerusalem war sie

ein kleines Mädchen, und wurde nach wunderbarer Erhaltung nebst andern Altersgenossinnen bestimmt, durch ihre Schönheit und Anmuth den Triumphzug des Eroberers Titus zu schmücken. Während der Festlichkeit thronte sie gleich einer geflügelten Iris auf demselben Wagen mit Venus und Apollo."

„Und ihre Gefährtin?"

„Ist die Tochter eines gemeinen Römers, von Geburt eine Freie. Doch insgeheim einem Sklaven vermählt, mußte sie bei der Entdeckung dessen Schicksal theilen. Sie trägt ihr Loos insofern mit Ergebung, als sie nicht durch Verkauf von ihrem Gatten getrennt werden kann."

„Dort sehe ich zwei kräftig gebaute Sklaven beisammen sitzen. Der Eine hat einen Bart, und die schönen Locken des Andern wallen auf seine Schultern nieder. Sie scheinen sich über die Belustigungen stolz erhaben zu dünken."

„Einer davon ist ein Getulier, der Andere ein Brite. Beide waren in ihren Heimathländern vornehme Kriegshäuptlinge gewesen. Siehst Du das Markzeichen (Stigma), welches dem Ersten auf die Stirne gebrannt ist? Als er zum ersten Male auf dem Sklavenmarkt ausgestellt, die Tafel am Halse trug, worauf seine verschiedenen Eigenschaften verzeichnet waren, wurde ein Arzt herbeigeführt, vor welchem er ausgekleidet und untersucht werden sollte. Ehe dies jedoch geschehen konnte, hatte er einen Stock ergriffen und Doktor und Sklavenhändler zu Boden geschlagen. Mit einem Satze schwang er sich über das

Geländer des Platzes und entwich nach den Gebäulichkeiten des alten Forums. Drei Sklavenjäger mußten ihr Leben lassen, ehe man wieder sein habhaft wurde. Er wurde als gefährliches Subjekt gebrandmarkt und zum Tode des Gladiators verurtheilt. Aurelian gelang es jedoch, ihn für sich zu erwerben. Seit er auf diese Besitzung gekommen ist, hat er keinen weitern Fluchtversuch gemacht. Wie vielen andern Sklaven im Dienste unsers Gebieters ist auch ihm ein Arbeitslohn bewilligt; und die Aussicht, nach einigen Jahren sich mit seinen Ersparnissen frei zu kaufen, hat ihn zu einem der fleißigsten gemacht. So auch der Brite. Sollten sie ihre Freiheit erlangen, so wird sie nichts abhalten, zu ihren heimathlichen Hügeln zurückzukehren und die Kriegsfackel auf ein Neues anzuzünden."

„Wer ist jener alte, kahlhäuptige Mann mit dem langen weißen Bart, zu dem Aurelian gerade spricht?"

„Es ist dies Bathus, der ehemalige Lehrer und Erzieher Aurelians. Des Festes wegen erscheint er jetzt mit dem langen Bart und Mantel der Philosophen. Den Kaiser haßt er seit dem letzten Verbannungsedikt der Philosophenzunft. Er lehrt auch Sprachen und Rhetorik. Neben ihm steht Tritonios, ein Schüler des Hippocrates, der wegen seiner Geschicklichkeit im Aderlaß und Anfertigung der wirksamsten Amulete bekannt ist. Die durchbohrten Ohren verkünden seine Abstammung aus dem Osten, wahrscheinlich aus Arabien. Jeden Morgen kann man ihn vor Sonnenaufgang für seine Zaubermittel Kräuter sammeln sehen. Ist doch kaum ein Sklave, ja nicht ein Baum auf dem Gute, der nicht ein dreieckiges

Abracadabra oder ein ähnliches Amulet als Schutz gegen Krankheit und böse Geister an sich trüge."

So unterhielten sich Zoilus und Sisinnius, während in andern Gruppen andere Gespräche nebst verschiedenem Zeitvertreib geführt wurden. Je nach Rang und Stellung in der familia nahm Jeder instinktmäßig seinen Platz ein. Die im Haushalte Gebornen, die vernæ, waren überall die Vordersten und Lautesten, so daß ihnen das vom Dichter beigelegte Epithet „vernæ procaces" mit Recht gebührte.

Neigten Besitzer und Oberaufseher nicht zu entschiedener Grausamkeit, so boten sich einer römischen Sklavenfamilie alle Quellen geselliger Unterhaltung und Vergnügens, wie Personen ihres Standes es sich nur wünschen konnten. Ihre Ehe war allerdings nicht vom Gesetze sanktionnirt; allein das contubernium, welches ihnen als Mann und Weib unter demselben Dache zu wohnen erlaubte, wurde von den Heiden in seinen Beziehungen vielleicht eben so sehr geachtet, als von den spätern christlichen Völkern, bei welchen die Sklaverei bestand. Der Senat erließ eine Verfügung, daß bei Auktionen und Vermögenstheilung Mann und Weib, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern nicht getrennt werden sollten. Zwar hatten die Gebieter die Macht, mit dem Sklaven nach Belieben zu schalten und zu walten, ihn zu verkaufen, ihn zu züchtigen, zu tödten, in Folge dessen mitunter große Grausamkeiten verübt wurden, aber im Allgemeinen wurde diese Strenge um Vieles gemildert. Auch kam den Sklaven später die Gesetzgebung zu Hilfe. Unter den Antoninen verfiel, wer seinen Sklaven

ohne rechtliche Ursache tödtete, einer schweren Strafe. Wenn ein Sklave zu schlecht behandelt wurde, konnte er vor dem öffentlichen Gerichtshofe Klage erheben und verlangen, an einen andern Herrn verkauft zu werden. Kranke oder alte Sklaven, die ihr Herr vor die Thüre setzte, galten als Freie; und im Falle der Tödtung wurde das Verbrechen wie ein Mord bestraft. Obgleich das Christenthum die Sklaverei nicht als eigentliches Unrecht bezeichnete, so brach es immerhin der Freiheit eine Gasse. Bildeten doch die erhabenen Grundsätze christlicher Nächstenliebe das fortwährende Thema der ersten Väter und Lehrer der Kirche. Clemens von Alexandria widmete seine Beredtsamkeit oft diesem Gegenstande. Allmälig durchdrang der christliche Gedanke die ganze Gesellschaft, besonders nach dem Sieg des Kreuzes unter Constantin. Das Gesetz erklärte Sklaven, die Priester, Mönche und Nonnen wurden oder irgend welche kirchliche Weihen erhielten, als Freie. In der Folge nahm die Zahl der Sklaven bedeutend ab. Viele christliche Gebieter schenkten allen ihren Sklaven die Freiheit; andere behielten sie, bis sie im christlichen Glauben unterrichtet und getauft waren. Ganz besonders that Justinian sehr viel für die Aufhebung der Sklaverei. Ohne den Einfall der nordischen Barbaren hätte seine von der katholischen Kirche inspirirte Gesetzgebung solche vollständig ausgerottet. Doch Jene hatten Sklaven in ihrem Gefolge, meistens der slavischen Race angehörend (sclavi oder slaves), und viele der Besiegten erfuhren ein gleiches Schicksal. Die Kirche blieb ihrer Politik treu, nicht mit einem Schlag bürgerliche Einrichtungen zu zerstören,

welche nicht entschieden vom Uebel waren. Doch sie wurde es nimmer müde, „zu gelegener und ungelegener Zeit" darauf zu dringen: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das sollt auch ihr ihnen thun." Das ist der Tugendspiegel, den sie Herren und Sklaven immer vorgehalten. Vor diesem treuen Mahner mußte das ganze lügenhafte System nach und nach schwinden, wie der Schnee vor dem wohlthätigen Sonnenschein. Von Anbeginn war die Stimme der katholischen Kirche der Herold der Freiheit. Sie brachte wunderbare Veränderungen zu Stande, ohne jene Uebelstände, welche den schroffen Uebergang begleiten. Seither haben religiöse und politische Parteien den Wiederhall ihrer Lehre aufgefangen; allein sie waren so ungerecht, es für ihr eigenstes Eigenthum zu erklären, und undankbar genug, um zu vergessen, daß die katholische Kirche die Mutter sei, auf deren Schooß die Menschheit den Unterricht von christlicher Liebe und Freiheit empfing. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

„Schau Einer den Zoilus," hörte man sagen, „er sieht ja so ernst und gemessen aus, wie Rhadamanthus auf dem Richterstuhl. Was ist mit ihm vorgegangen?"

„Er hofft, dieser Tage frei zu werden, und so findet er es an der Zeit, den feinen Herrn zu spielen und mit frühern Gewohnheiten und Freunden abzubrechen."

„Nun, was das betrifft, so ist er so frei, wie der Wind auf den Bergen. Er geht nach und aus der Stadt, wie ihm beliebt. Was mag den Gebieter nur dazu veranlassen, ihm so viele Freiheit zu gestatten? Da muß etwas dahinter stecken."

„Und sieh' dort Murena! Er gedenkt in wenigen Monaten sich mit dem Gewichte seines Beutels loszukaufen."

„Der ist aber auch ein rechter Geizhals! Der Barbier erzählte mir, daß, als er ihm letzthin Haare und Nägel geschnitten, Murena die Abfälle sorgsam aufhob, um einen Denar damit zu gewinnen." Lautes Gelächter folgte dieser Bemerkung des Arztes Tritonios. Murena war nicht außer Hörweite gewesen, und erwiederte:

„O Doktor! Das hast Du im Plautus gelesen. Das nächste Mal werde ich die Schnitzel für deine Amulete behalten; sie möchten gegen Kolik und Zahnweh so gute Dienste thun, als die Haare aus dem Bocksbart, welche Du dem Markus um den Arm gebunden!"

„Nimm Dich in Acht, Murena!" sagte ein Dritter, „Du weißt nicht, wie bald Du zu Tritonios Kunst deine Zuflucht nehmen mußt."

„Ja, es möchte Dir sonst gehen, wie dem Procax, der den Doktor blos im Traume sah und nicht mehr erwachte, obwohl er ein Amulet auf dem Herzen trug."

Jetzt wurde das Gespräch durch den Eintritt eines Sklaven und einer Sklavin im engen und kurzen Tanzkostüm unterbrochen. Sie trugen lederne Hauben, um das Haupt gegen Verletzung zu schützen, da sie beim Tanze sich bald auf den Kopf warfen, bald wieder auf den Fußspitzen schwebten. Ein anderer Sklave spielte auf der Flöte die üblichen Melodien. Nach Beginn des Tanzes, bei dem Hände, Kopf und Augen ebenso thätig waren, als die Beine, wurde ein Seil durch das Gemach gespannt, welches die Tänzerin sodann bestieg. Ein Thyr-

susstab, mit weißen Bändern und einem Strauß von Reblaub, Epheu und rothen Beeren geschmückt, diente ihr als Balancirstange, die sie geschickt handhabte, und in verschiedenen Stellungen allerlei mythologische Wesen repräsentirte. Dann wurde der Thyrsus gegen einen Becher voll Wein und eine kleine Trinkschale vertauscht, in welche sie unter fortwährendem Tanze abwechselnd den Wein ausgoß, worauf sie unter größtem Applaus das Seil verließ. Jetzt trug Aurelians Vertrauter mit vieler Begeisterung die schöne Stelle aus Homer vor, die den Tod Hectors durch die Hand des Achilles beschreibt. Einer der Sklaven bemerkte, daß Zoilus sich bisher weder in Gesang noch Improvisation habe hören lassen. Allgemein bestürmt, gab dieser ein Loblied auf Saturnus zum Besten, das ungetheilten Beifall erntete.

„Ei, Zoilus, Du eiferst ja mit Martial, dem Spanier, in der Gunst der jungfräulichen Neun um die Wette," sagte Bathus. „Wenn der Kaiser von deinen Talenten wüßte, so würde er Dich zu Ehren ziehen, so gut wie Juvenal, Quintilian und den Juden Josephus."

„Der von Stamm und Glauben Abgefallene!" flüsterte Ephrem, ein jüdischer Sklave, der Judith zu, welche an seiner Seite saß.

„Das goldene Zeitalter der Dichter und Philosophen ist vorbei," gab Zoilus dem Bathus zur Antwort. „Der Kaiser hat seine frühere Vorliebe für Versemachen verloren, und sich dem Verbrennen von Vestalinnen und Christen ergeben. Beiläufig gesagt, Bathus, weißt Du, daß Epictetus und das ganze Heer der Philosophen verbannt worden sind? Ich rathe Dir allen Ernstes, deinen Bart

scheeren zu lassen und den Mantel der Weisen abzulegen, oder der Bart möchte Dir sammt dem Kopfe abgeschnitten werden. Das Genie steht heutzutage in keinem besondern Ansehen; darum habe ich es aufgesteckt."

„Hüte Dich, daß Dir nicht noch Schlimmeres widerfahre; denn Du lässest deiner Zunge gar freien Lauf," bemerkte Aurelian, der das Gespräch überhört hatte.

„Edler Gebieter, dies ist das Fest der freien Rede. Morgen will ich ein siebenfaches Vorlegeschloß an meine Lippen thun, und nur ein goldener Schlüssel wird sie öffnen," entgegnete der Sklave mit einem vielsagenden Blick auf seinen Herrn. Dann wandte er sich an Ephrem, den Juden: „Sing' uns jenes Lied an dein Vaterland, das ich Dich unlängst wiederholen hörte, Ephrem."

„Es ist hebräisch und würde nicht verstanden werden."

„Das thut nichts. Melodie und Rhythmus klingen melancholisch süß. Wenn Dir recht ist, so will ich es dieser Tage von deinem Landsmann Josephus in lateinische Hexameter übersetzen lassen."

„Nenne ihn nicht, den Erzschelm, der sich von geschmeichelten Tyrannen unterhalten läßt," flüsterte Judith mit grimmigem Tone und Geberde, die Zoilus erbleichen und zittern machte.

„Schöne Judith, zürne nicht! Es war nur im Scherz gemeint."

„Mit den Gefühlen Anderer Spaß treiben, das verräth wenig Witz," sagte Ephrem, indem er sich erhob und mit ergreifenden Tönen anstimmte:

Verstummt ist die Harfe, die Saiten entzwei,
Das Wünschen und Sehnen des Herzens vorbei.
Bang flattert der Vogel, von Netzen umstellt,
Stirbt hin, wenn gefesselt der Jäger ihn hält.
O Vaterland süß, o Vaterland mein,
Nie wirst du mir wieder die Ruhestatt sein!

Wo sind sie, die Söhne vom alten Geschlecht?
Gefallen im blutigen finstern Gefecht!
Die Stadt liegt in Trümmern, verwaiset das Thal,
Erfüllt von der blutig Erschlagenen Zahl.
O Vaterland süß, o Vaterland mein,
Wann wird dir Jehovah ein Rachegott sein?

Es klirret die Kette, ein widrig Getön,
Am Arme der Töchter, einst blühend und schön.
Die Tage sind lang, voll Grauen die Nacht,
In Knechtschaft des Feindes der Jude verlacht.
O Vaterland süß, o Vaterland mein,
Könnt' ich nur im Tode vereinet Dir sein!"

Thränen überflutheten Judiths erregtes Antlitz, und als sie endlich aufsah, sprühten ihre Augen Feuer.

Nach Ephrem lassen sich noch Andere mit Liedern und Vorträgen in ihrer Muttersprache hören. Während der Regierung Domitians waren die Sarmaten, Dacier, Parthen und die Germanenvölker jenseits des Rheins vollständig unterjocht worden. Auf den Grampians hatte Agricola die wilde Tapferkeit der Stämme zwischen Tay und Tweed bezwungen. Der Ausgang des jüdischen Krieges unter den beiden vorhergehenden Herrschern zerstreute das unglückliche Volk über den ganzen Erdboden. So wird man begreifen, wie viele verschiedene Nationalitäten sich auf Aurelians ausgedehnter Besitzung begeg-

neten. Ueberlassen wir sie ihren Belustigungen, und folgen wir dem Zoilus.

Still entfernte er sich aus der Halle, überschritt den äußern Hof und die Hecke, welche diesen von der Villa trennte, und trat durch eine niedere Bogenthüre in den an letztere stoßenden Garten. Zwischen dem Garten und der Villa befand sich der Peristyl oder Säulengang, ein rechtwinkeliger, von steinernen Säulen umgebener, offener Raum. Seine Mitte nahm eine Gruppe von Buchs und anderm Strauchwerk ein, das in der Gestalt von Tigern, Löwen und Drachen kunstreich zugestutzt war. Bereits umhüllten die sinkenden Schatten der Nacht diese Ungeheuer mit ihrem geheimnißvollen Schleier. Judith, die Jüdin, lehnte zwischen den Säulen, und mochte wohl als die Göttin des Haines gelten, wie sie so hochaufgerichtet und bewegungslos da stand.

„Ich habe Dich erwartet, Zoilus."

„Du hast also dein Versprechen nicht vergessen?"

„Nein, meine Schuldigkeit soll gethan werden, sobald Du die Bedingungen erfüllst."

„Judith! jene Bedingungen sind hart. Mir graut vor der Rolle, welche ich zu spielen habe."

„Dir graut davor?" wiederholte sie. „Soll das dein seltsames Benehmen von diesem Abend erklären?"

„Ja, es ist noch Keinem gut gegangen, der sich mit den Christen zu schaffen machte."

„Ha, ha!" lachte sie ironisch. „Du fürchtest die unbeschnittenen Hunde!"

„Nein, nicht sie; wohl aber ihren Gott."

„Ihren Gott! Soll das der galiläische Betrüger sein?"

„Zudem," fuhr er, ihre Frage nicht beachtend, fort, „werde ich nicht gerne zum Verräther an der Nichte unsers ehemaligen Herrn, des Consuls Domitilla. Sie war stets gütig und freundlich gegen mich."

„Schau hier," sagte die Jüdin, ihren rechten Arm entblößend, „diese Narbe, welche nach vielen Jahren ein blutiges Mal zurückläßt! Jene freundliche und gütige Herrin war es, die ihre elfenbeinerne Haarnadel mir tief bis auf die Knochen trieb, weil ich ihr Haar nicht nach Geschmack zu flechten verstand. War sie nicht gütig und freundlich gegen mich, Zoilus!"

„Sie war damals jung und gedankenlos; doch jetzt ist sie anders geworden," erwiederte er.

„Siehst Du jenen Tiger?" und sie deutete auf das buschige Ungeheuer, „verrathen sich nicht im Jungen schon die Instinkte des völlig ausgewachsenen Thieres? Doch Du willst vielleicht sagen, daß sie sich verändert hat, seit sie eine Christin geworden? Eben so gut magst Du von den Tropfen Locustas — ein berühmter Giftmischer zur Zeit Neros — eine Heilung des Aussatzes erwarten. Weißt Du, was bei den geheimen Zusammenkünften der ganz Eingeweihten vorgeht? Ah! da kann sie ihrer Lust nach Menschenblut fröhnen!"

Zoilus schwieg. Vernunft und Gefühl kämpften sichtlich in ihm. Judith, die ihn genau beobachtete, rief aus:

„Ein Zeitraum von fünf langen Jahren ist verstrichen, seit Du mich zum Weibe gefragt. Ich sagte Dir, ich würde als Sklavin nie ein Weib werden oder einen

Gatten nehmen. Nun steht es in deiner Macht, uns Beiden zur Freiheit zu verhelfen. Thue es, und Judith wird morgen Dein eigen sein. Doch zögerst Du, so wird sie für immer das Dir gegebene Wort und Versprechen zurücknehmen.“ Sie verließ den Peristyl, ehe er Zeit fand, zu antworten.

## Drittes Kapitel.

## Das Christfest.

Die große Clepsydra im Atrium der Villa zeigte die vierte Nachtwache, was um die Wintersonnenwende gleichbedeutend war mit ein Uhr Morgens, des achten der Kalenden, das ist des 25. Dezembers. Die Sklaven hatten ihre Lustbarkeit beendigt und sich zur Ruhe begeben, als Aurelian und Sisinnius unter Anführung des Zoilus auf einem Seitenpfad durch die Felder ihren Weg nach der lateinischen Straße einschlugen.

Am jenseitigen Abhange des waldigen Hügels, über welchen der Fußsteig führte, rasteten sie, um einen Blick auf Stadt und Umgebung zu werfen. Das nächtliche Dunkel war durch die bleichen Mondesstrahlen erhellt, dessen bloße Scheibe sich am Himmel deutlich zwischen den silberberänderten spärlichen Wolken abhob, die der Wind galant aus seiner Bahn kehren zu wollen schien. Unten auf der Erde zitterten Mondschein und Schatten in stetem Wechsel über Wälder und Höhen. Die Paläste und Monumente längs der lateinischen und appischen Straße erglänzten zuweilen wie mit Silber gedeckt. Hin und wieder grenzten die kalten Strahlen sich scharf

von den Wolken ab und fielen als lange weiße Zauberstäbe auf die Dächer, Kuppeln und Thürme der entfernteren Stadt, welche sich in unübersehbarer Größe vor ihnen ausdehnte, um schon im Augenblick mit einem letzten Schimmer, gleich einer Luftspiegelung, in Dunkel und Schatten zu verschwinden. Schwach flimmerten die wenigen und seltenen Lichter in den Straßen und Landhäusern. Nicht wie am Tage trug der Wind das Gesumse von Leben und Thätigkeit aus der Metropolis an ihr Ohr. Das Herz der großen Weltstadt ruhte, nur durch die Stimme des Wächters oder mitternächtlicher Schwärmer in seinem Schlummer gestört, um in wenigen Stunden mit den Pulsen erneuter Lebenskraft durch alle seine Adern zu schlagen. Als sie sich gegen die appische Straße wendeten, welche vierzehn Meilen weit mit einer doppelten Reihe Monumente begrenzt war — Wohnstätten der Lebendigen und Ruhestätten der Todten, — neigten und schwenkten die Bäume ihre Zweige unter den plötzlichen Windstößen, wie Trauerbüsche über Gräbern. Und wieder hörte man den unheimlichen Gast in den Gewölben und Columbarien heulen und stöhnen. Ihren Namen hatten Letztere daher, weil die Asche der Verstorbenen in bronzenen oder irdenen Urnen ruhte, so sich zu hunderten eine über die andere reihten, wie die Fächer eines Taubenschlages. Wohl mochten die dürren, entblätterten Aeste, welche mit knöchernem Finger himmelwärts zeigten und schaurig knarrten, eine griechische oder römische Fantasie an gefesselte Geister erinnern; und die melancholische Windesklage konnte für das Seufzen über-

irdischer Besucher gelten, die ihre sterblichen Ueberreste beweinten.

Auch unsere nächtlichen Wanderer hatten sich beim Anblicke dieser düstern Scene aufgehalten. Rasch schritten sie vorwärts und erreichten bald die lateinische Straße, welche sie bis zu dem Kreuzweg der appischen Straße, etwa eine Viertelmeile außerhalb der capenischen Pforte verfolgten. Noch standen die alten, von Servius Tullius errichteten Mauern rings um die Stadt. Zwischen den aventinischen und coelischen Hügeln, nahezu eine Meile vom jetzigen Eingang dieser ersten unter allen Weltstraßen, führte ein Thor in denselben durch die vom Kaiser Aurelian später erbauten Wälle nach dem Forum. Einige sechzig Schritte davon entfernt, erhob sich der appische Aquadukt, von dem heutzutage kaum noch ein Stein übrig ist, aus dem Boden, um sich in hohen Bogen in das Wasserbecken jenseits der Wälle zu ergießen. Die erhabene Brustwehr dieses Riesenwerkes, welches das Wasser acht Meilen weit unterirdisch leitete, zeichnete sich im Mondschein am Himmel ab, als ob sie aus Pappendeckel geschnitten wäre. Im Süden lag jene große, vor vierhundert Jahren vom Censor Appius erbaute und nach ihm benannte Heerstraße vor ihnen, wie sie dem wellenförmigen Boden folgte, bis sie sich in der dunkeln Ferne verlor. Ihr Pflaster aus basaltnen Lavablöcken erglänzte wie ein Silberstrom, wenn das schwankende Mondlicht sich in der endlosen Furche spiegelte. Das todtenähnliche Schweigen der Grabmonumente und geheimnißvollen Columbarien, und das Rauschen der Cypressen und anderer unter ihnen verstreuten Trauerbäume, kontrastirte seltsam

mit der lebendigen Pracht und Herrlichkeit der nahen Villen, Tempel und Dörfer. Es war der Tod zur Seite blühenden Lebens. Die Untersuchung des Wortes monument — monumentum monere mentem, den Geist mahnen — weist nach, daß jene absichtlich neben öffentlichen Straßen errichtet wurden, um den Wanderer an die stille Behausung zu mahnen, wo alle seine irdischen Wanderschaften ein gewisses Ziel finden würden. Aehnliche Gedanken erfüllten die drei schweigsamen Gefährten; auch war ihre nächste Begegnung keineswegs aufheiternder Art.

Als sie beim Kreuzweg angekommen, verließ gerade ein Leichenzug das Thor. Sie bargen sich hinter den Bäumen der Gärten, die noch Jahrhunderte lang unter dem Namen des Dichters Terence bekannt, und konnten so ungesehen die sich ihnen nähernde Prozession überschauen. Fackeltragende Sklaven eröffneten den Zug, sich in regelmäßigen Zwischenräumen folgend. Der Fackelschein färbte den Himmel und die beiderseitigen Monumente mit einer rothen Glut. Musikanten, welche der Flöte, Pfeife und dem Horn wimmernde Töne entlockten, verscheuchten das tiefe Schweigen der mitternächtlichen Stunde in diesen düstern Regionen. Ihnen folgten die Klageweiber, deren Handwerk es war, das Grablied zu singen. Sodann kamen die Mimiker unter besonderer Direktion; sie hatten Leben und Charakter des Verstorbenen in getreuer Nachahmung seiner Worte und Thaten vorzustellen. Diesen schlossen sich die Sklaven an mit dem Hute der Freien, zum Zeichen, daß sie während seinen Lebzeiten losgegeben worden. Einige trugen die

Bildnisse des Todten und seine Vorfahren; Andere die bürgerlichen und militärischen Ehrenzeichen, welche er sich als ausgezeichneter Soldat und Römer verdient hatte. Der Leichnam lag auf einer Bahre aus Elfenbein und war mit einer golddurchwirkten Purpurdecke verhüllt. Hinter ihm erschienen die Kinder des Verstorbenen: Die Söhne schwarz, mit verschleiertem Haupte; die Töchter weiß, barhäuptig und mit fliegenden Haaren. Der schnelle Gang des Zuges, die unruhig flackernden Fackeln, das Spiel der Mimiker stund in auffallendem Widerspruch mit der traurigen Feier, wie die Instrumente den Trauergesang der Klagefrauen und das stille, unterdrückte Weinen der Hinterbliebenen grell übertönten. Es war ein anderes Gemälde vom Tod an der Seite blühenden Lebens — eine Vereinigung, die sich bei den Alten so häufig findet.

„Das ist das Leichenbegängniß des Senecio," sagte Zoilus.

„Herenius Senecio, der Senator! Wie, hat auch Er des Kaisers Zorn auf sich geladen?" fragte Aurelian.

„Auf Ansuchen der Wittwe Faunia beschrieb er das Leben des Prokonsuls Priscus."

„War es Priscus, der zum Tode verurtheilt wurde, wegen der Dichtung, in welcher man ihn unter falschen Namen des Kaisers Scheidung von seiner Gemahlin lächerlich zu machen verdächtigt hatte?"

„Ganz derselbe."

„Senecio," sagte Sisinnius, „hätte durch das Schicksal Anderer vor ihm gewitzigt sein sollen."

„Ja, in der That, wenn wir sehen, wie die Dich-

terin Sulpicia wegen einer Ode an die verbannten Philosophen ihr Leben auf's Spiel setzt; wenn Bücherverkäufer gekreuzigt werden; wenn nur Jene sich retten, die wie Juvenal, Josephus, Martial und Quintilian die Salbe der Schmeichelei ungeschminkt auftragen: da wäre solches Beginnen Tollheit. Ach!" fuhr Sisinnius fort, „kehren wir nicht zu einer Barbarei zurück, schlimmer als jene des eisernen Zeitalters? Philosophie, Geschichte und Dichtkunst schmachten im Exil, im Gefängniß oder in den Gräbern! Keine Zeit hatte der reinen und edlen Namen so viele auf ihre Geschichtstafeln zu verzeichnen! Und dies Alles wegen der Schrulle des Einen, der sich selbst Gott nennt, und seine Göttlichkeit dadurch zu beweisen sucht, daß er den Weg zum Capitol mit den Schaaren der seiner Statue Geopferten anfüllt!"

„Es ist die Geschichte willkührlicher Autorität, die jedes Individuum, vom Monarchen bis zum Sklavenhalter, ausübt, wenn nicht Sittlichkeit und Religion die Zügel führen," sagte Aurelian.

„Gewiß," bemerkte Zoilus, „und auch der Sklave selber, welchem das Gesetz ein stellvertretendes Eigenthumsrecht über Andere einräumt, ist der ärgste Tyrann. Beständig will er sich ochsengroß aufblasen, wie der Frosch in der Fabel. Wo er seinen Opfern nicht das Leben nehmen kann, tritt er wenigstens ihr Herz mit Füßen, gerade so unbekümmert und fühllos, als der Elephant in der Arena die Hühneraugen des Gladiators. Ein Solcher, den ich zu meinem Schaden gut kenne, ist Schuld an Senecios Tod, und mag noch Vielen ein

blutiges Ende bereiten, ehe es mit ihm selber zur Neige geht."

„Wer ist dies?" fragte Aurelian.

„Arthus, der sich von niedriger Herkunft durch alle möglichen Ränke zu hoher Gunst emporgeschwungen."

„Arthus," rief Sisinnius, „dieser erbärmliche Schuft, dessen Argwohn, ungezügelte Zunge und schrankenlose Leidenschaft ihm in seinem frühern Beruf, dem er seine jetzige Stellung, zu welcher ihn seine Erziehung allerdings nicht befähigte, verdankt, keinen einzigen Freund erwarb! Ist er doch nur die Fratze eines Menschen. Insgeheim spottet Jeder seines Rangstolzes — man kennt ja seine Herkunft — seiner Berufsweisheit — im Hinblicke auf seine böotische Unwissenheit — und seiner eingebildeten Macht, wohl wissend, wie er dazu gekommen."

„Ich versichere Dich, für die armen Sklaven, von denen die meisten seine Landsleute, ist es kein Spaß. Klebt doch ihr Herzblut so zu sagen an den Steinen jenes labyrinthischen Tempels, zu dessen Architekt und Werkmeister Domitian ihn ernannt hat. Senecio soll sich in seiner Schrift einen Scherz über diesen Bau erlaubt haben, indem er ihn dem kretischen Labyrinthe verglich, und meinte, die Versammlung würde eines Knäuels bedürfen, um den Ausgang zu finden, das erregte seinen Zorn."

„Dann gab es noch einen andern Grund, weßhalb Arthus den Senecio haßte. In frühern Jahren hatte er um die Hand von Senecio's Base angehalten. Als diese ihn zum ersten Mal gesehen, erklärte sie, sie wolle sich ebenso gerne einer der Ziegelmauern vermählen, wie er

deren seither errichtet hat; denn sein Herz, für das nur Zeichen, Figuren und Geld existiren, schien so kalt, so hart und fühllos, wie die Ziegel und Steine selber. Es heißt, sie sei seitdem eine Christin geworden. Unglücklicherweise hat Arthus, diese elende Creatur, bei Domitian irgendwie ein geneigtes Ohr gefunden, und weiß es mit unübertrefflicher Geschicklichkeit so anzustellen, daß er Jenen gegenüber, die ihm mißfällig, immer das letzte Wort behält. Weniger grausamen Naturen, als Domitian, dürfte es schwer fallen, einmal gefaßte Vorurtheile fortwährend auf diese Weise zu überwinden."

„Ja wohl, es ist dies ein betrübender Stand der Dinge. Ich denke oft, gleich den Heuschreckenwolken des Ostens sind die Christen uns als Züchtigung gesendet worden, weil wir von den strengen Tugenden unserer Vorfahren abgefallen. Doch," fuhr Aurelian fort, „je weniger wir darüber reden, um so besser wird es sein, wenn wir nicht den Senecio auf seiner Fahrt über den Styx begleiten wollen."

„Ja," sagte Sisinnius, „hier stehen wir am Eingang der alten Gräber, unter den mächtigen Todten, deren Namen die Morgensterne unserer Geschichte sind! Aber wo sind sie nun — die edlen, die großen Helden, deren Kriegstheater und selbstlose Vaterlandsliebe das Fundament zu Roms Macht und Berühmtheit legten? Ist dies Alles, was von ihnen bleibt — ein leeres Grab, gleichsam zum Spott über einem Häuflein Asche errichtet, wenn nach fünf und sechshundert Jahren überhaupt noch so viel vorhanden ist? Ach, Aurelian, ist es nicht traurig, an das Sterben zu denken?"

„Ja; und darum schlage ich mir's aus dem Sinn, nach dem epikuräischen Grundsatz, daß solches den Fluch des Verhängnisses, der auf uns lastet, nur verschlimmert."

„Aber unsere Vorfahren waren nicht dieser Meinung, und sie galten als Weise. Sie bauten ihre Grabstätten an öffentliche Plätze, um die lebende Generation an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern. Ueber den Inschriften brachten sie einen Pferdekopf an, als Symbol, daß der Tod nur der Anfang einer andern, längern Reise sei. Wenn die epikuräische Philosophie wahr ist, waren sie im Irrthum; doch, wenn diese Recht haben, so handeln wir verkehrt, unser Antlitz vom Tode abzuwenden, der, leider! die entsetzlichste Gewißheit ist! Wäre es nicht verständiger, zu versuchen, das Geheimniß des Pferdekopfes zu durchdringen, den Schleier, der jene Reise unsern Blicken verhüllt, zu heben?"

„Männer, wie Plato und Socrates und Cicero, haben dieses zu verschiedenen Zeiten angestrebt, und es ist ihnen nicht gelungen. Noch ist die große Frage: gibt es ein künftiges Leben oder nicht? ungelöst. Wie können wir auf eine Antwort hoffen, da jene Gewaltigen selber verzagten? Es ist für unser Glück und unsern Frieden weit besser, wir halten uns an die gewöhnliche Lehre von den Göttern und dem Elysium, suchen des Todes zu vergessen, und den Freuden der Gegenwart zu leben."

„Es ist dies eine starke Zumuthung. Den Göttern und dem Elysium vertrauen, heißt unser Glauben und Hoffen auf die Schöpfungen der Dichter stützen. Das Genießen der Gegenwart bringt kein Glück; und wenn

auch, nachdem diese Vergnügen vorüber sind (und wie bald ist es nicht geschehen) was wird folgen? Gestern noch regierte Senecio, von dessen Leichenbegängniß wir so eben Zeugen gewesen, den Senat durch seinen Verstand und Beredtsamkeit. Und jetzt ist nichts von ihm geblieben, als ein Bischen Asche auf dem Scheiterhaufen? Warum haben die uns vorangegangenen Geschlechter jene großen Monumente errichtet, wenn der Staub in der Urne alles ist, das sie zurückließen? Besser, man gebe ihn den Winden, daß sie ihn über das Antlitz der Erde verwehen, wenn kein Geist mehr an dessen Erhaltung Interesse nimmt! Sind die Seelen der mächtigen Todten, die ringsum in diesen Grüften schlummern, blos „ein leerer Schall?" — Aehnlich der Windsbraut, die den Wald erschüttert, und dann in die Lüfte steigend, nicht ferner gefühlt, noch gehört wird? Oh! das Blut gerinnt mir in den Adern, wenn ich daran denke!"

„Und doch gibt es keine Gewißheit des Gegentheils — keine Hoffnung nach so vielen vergeblichen Versuchen. Darum ist es besser, lebe der Gegenwart und überlasse die Zukunft dem Schicksal," sagte Aurelian.

„Keine Hoffnung, keine Gewißheit!" wiederholte Sisinnius zweimal, „keine Hoffnung, keine Gewißheit! Und der Tod naht sich mit seinem unerbittlichen Lanzenstoß! Vielleicht heute, vielleicht morgen schon. Oh, ist es nicht ein unglückliches Verhängniß, das uns so im Dunkeln läßt? Wir kommen, ohne zu wissen woher; wir gehen und wissen nicht wohin. Gleich Solchen, die in einer tiefen Grube schmachten, ahnen wir den Himmel über uns; doch unser Auge vermag keineswegs die

uns umgebende Finsterniß zu durchdringen. Gibt es keine Befreiung aus diesem Zustande qualvoller Gefangenschaft? Denn womit soll ich die Bitterkeit der Todesstunde vergleichen? Wer anders, als ein Narr oder Wahnsinniger, kann bei dieser täglichen Erinnerung an die Eitelkeit und Kürze unsers Erdenlebens gegen die nahenden Fußtritte des Todes taub sein?"

Sie waren nun, während dieser Reden weiter gehend, bei dem sich zur Linken ausdehnenden Thale angekommen, welches durch den Brunnen der Egeria mit Wasser versorgt wurde. Hier hatte die Nymphe dem Numa die Gesetze diktirt. Das Thal enthielt ferner den Tempel der Camoenae und einen heiligen Hain. In geringer Entfernung war ein großes Dorf. Der Dichter Juvenal klagt, daß unter der Regierung Domitians prunkender Marmor die Rasenplätze verdrängte und den Fels verdeckte, aus welchem das Wasser sprudelte; und daß jüdische Bettler vom Brunnen, Tempel und Lusthain Besitz ergriffen hätten.

Juvenal und seine heidnischen Zeitgenossen verwechselten die Christen häufig mit den Juden. Doch die Akten der ersten Märtyrer, wie unter andern der heiligen Cäcilia, zeigen klar, daß die in jenen Strophen gemeinten Juden Christen waren, vielleicht bekehrte Judenchristen. Die Annahme des Abbé Gueranger dürfte so ziemlich richtig sein, daß, als der Kaiser Klaudius „die Juden" wegen ihren Aufwiegelungen aus Rom verbannte, auch die Christen genöthigt waren, die Hauptstadt für kurze Zeit zu verlassen. Nach ihrer Rückkehr ließen sich viele aus ihnen außerhalb der Mauern an dieser Oert-

lichkeit nieder und bewohnten das Vicus Camœnarum genannte Dorf, wo sie sowohl vom Brunnen, als auch von Hain und Tempel, Gebrauch gemacht haben mögen. Da konnten sie Gewölbe graben und unterirdische Gänge eröffnen, um ihre Todten beizusetzen und in Zeiten der Verfolgung wohl auch selbst ein sicheres Versteck zu finden. Was in dieser Voraussetzung bestärkt, ist, daß hier die düstern Galerien der christlichen Katakomben in den Eingeweiden der Erde ihren Anfang nehmen. Unter gen Himmel ragenden, mit allem Glanze irdischer Größe umgebenen Denkmälern schlafen oben die Staatsmänner und Feldherrn des heidnischen Roms den langen Schlaf der Jahrhunderte; während unten die Kämpen und Martyrer der Kirche in niedrigen Nischen ruhen, wohin nie ein Sonnenstrahl dringt. Welch' ein Contrast ist hier versinnbildet, und wie wahr! Gleich Lucifer erhebt sich die Hoffart der Welt gegen den Himmel, und in ihrer Erniedrigung beugt die Kirche das Haupt mit christlicher Demuth, und läßt sich mit Füßen treten! Wie im Anbeginn, so ist es heute, so wird es bis zu Ende sein!

An diesem Platze hielt Zoilus still, um seinen Gefährten die nothwendigen Verhaltungsregeln zu ertheilen. Sie hatten sich für Neubekehrte auszugeben. Es war ihm gelungen, Jenen, welche die Zugänge des christlichen Versammlungsortes bewachten, vorzuspiegeln, daß Aurelian und Sisinnius von der neuen Religion öffentliches Bekenntniß ablegen würden, wäre es nicht, um den Gefahren zu entgehen, in die ein solcher Schritt sie und ihre Angehörigen unrettbar stürzen müßte; daß sie vor Begierde brennten, insgeheim als Neophyten aufgenom-

men zu werden; und daß sie bei der Christfeier Zulassung begehrten, um Zeugen zu sein der Ceremonien, unter welchen die ihnen so theure Flavia Domitilla sich gänzlich Gott weihen wollte. Doch wünschten sie nicht, daß Flavia oder Theodora ihrer Anwesenheit oder ihrer Bekehrung gewahre. Man schenkte diesen Versicherungen des Zoilus um so eher Glauben, als er vom heiligen Polykarp in Smyrna getauft worden und sich unter den römischen Christen den Anschein eines eifrigen Glaubensgenossen zu geben wußte. Auch dienten Clemens' Besuche im Hause des Sisinnius, in Verbindung mit der Bekehrung von Flavia und Theodora, seinen Worten als kräftiger Beleg.

Nicht weit vom Thale der Egeria ist ein sehr geräumiges, halbrundes, unterirdisches Gewölbe. Dies war das Einzige, welches zu jener frühern Zeit den Namen Catacomben d. i. Ort bei den Gräbern führt. Später wurden alle vom Vatikan ausgehenden und Stadt und Umgebung meilenweit unterhöhlenden Begräbnißplätze so genannt. Einige Autoren schreiben diesem Gewölbe einen heidnischen Ursprung zu. Wie dem auch sein mag, es stellt im Innern eine Kapelle vor, von weit größern Dimensionen, als die meisten jener, welche in der römischen Campagna ausgegraben worden sind. Das anstoßende Gemach soll vielen Päpsten während den Verfolgungen als Zufluchtsort gedient haben. In einer Ecke erhebt sich der päpstliche Thron aus Marmor. Noch steht an den verfallenen Wänden die ebenfalls marmorne, kreisförmige Bank, welche für die Priester und andere Diener der Kirche bestimmt gewesen sein mochte.

Ringsum in den Mauern sind zwölf Grabgewölbe angebracht. In der Mitte ist ein alterthümlicher Altar, unter dessen Stufen man die Oeffnung einer Höhle oder Vertiefung sieht. Nach einer alten Tradition des heiligen Gregorius wurden in dieser Vertiefung die Leiber des heiligen Petrus und Paulus vor den morgenländischen Christen verborgen, welche die kostbaren Reliquien entführen wollten, jedoch durch ein schreckliches Gewitter verscheucht wurden. Nachdem man sie von da in die Gruft des Vaticans übersetzt, wurden sie unter der Regierung des Heliogabalus behufs ihrer Erhaltung ein zweites Mal zurückgebracht, und zwar eine Zeitlang in denselben Zufluchtsort.

Da finden wir nun aus Anlaß des Christfestes die Häupter der christlichen Kirche versammelt. Das Gerücht einer bevorstehenden Verfolgung hatte Papst Clemens bewogen, die Feier dorthin zu verlegen. Sie konnten hier am Besten jeden Argwohn umgehen. Uneingeweihte mochten ihr Gehen und Kommen für die Besuche Solcher halten, die Neugierde oder Anhänglichkeit zu den heidnischen Denkmälern zog.

Viele der Mutterkirchen in Asien, Afrika, Gallien und in andern Ländern hatten Abgeordnete geschickt, welche sich nun mit Papst Clemens in dem an die Kapelle stoßenden Gemach unterredeten. Diese Abgeordneten überbrachten Schreiben von ihren vorgesetzten Bischöfen und Gemeinden; und da sie unterwegs sich bei den verschiedenen Kirchen aufgehalten, waren sie im Stande, einen getreuen Bericht abzulegen über Fortschritt und Wachsthum des Glaubens in den Ländern, durch welche ihre

oft lange Reise sie geführt. Andronicus, ein Priester aus Corinth, brachte die traurige Kunde von der Gefangennehmung des Apostels Johannes zu Ephesus.

„Hast Du gehört," sagte der Papst, „zu welcher Zeit er in Rom eintreffen dürfte?"

„Nein; doch die Galeere, die ihn trug, verließ den Hafen von Corinth zwei Tage vor meiner Abreise. Man sagte, daß sie sich wegen der ungeheuren Menschenmasse, die nach Rom zu den Saturnalien strömt, bis zum Schluß der Festlichkeiten in Ostia aufhalte, wo dann Johannes dem Kaiser selber vorgeführt wird."

„O Kinder! laßt uns beten, daß Gott des Tyrannen Herz besänftige, und dieser letzte erhabene Mittler zwischen unsern Tagen und denen unsers göttlichen Meisters uns noch nicht durch den Martertod entrissen werde."

„Einer der Brüder, der in Ephesus Zeuge seiner Gefangennehmung gewesen, sagte mir, der heilige Johannes selber habe die Gläubigen versichert, es bleibe ihm noch viel zu thun übrig und zu leiden, ehe seine Stunde kommen werde."

„Preis und Dank sei Gott für dieses Trostwort!" rief Clemens inbrünstig aus. „Wir werden suchen, eine Zusammenkunft mit ihm zu ermöglichen."

Die Kirchen von Antiochia und Alexandria hatten ebenfalls ihre Stellvertreter bei der Versammlung. Das letztere, vom heiligen Marcus aus Auftrag des Apostelfürsten Petrus gegründete Bisthum wurde als in schönster Blüthe stehend geschildert. Der Glaubensbote Galbinus aus Gallien war über den Schwarzwald ge-

kommen, und hatte in dessen unwirthlichen Gründen, sowie am Rhein- und Rhonestrom viele christliche Gemeinden gefunden. So empfing der heilige Vater durch die Abgeordneten der verschiedenen Kirchen genauen Bericht über den Zustand, die Aussichten und Zahl der Gläubigen in den einzelnen Regionen der Christenheit.

Zwei Uhr, die zum Beginne der Feier festgesetzte Stunde, war vorüber.

Clemens, sein Diakon und die Subdiakone saßen dem Altare gegenüber. Zu beiden Seiten hatten die Kirchenabgeordneten und die übrigen Priester Platz genommen. Aurelian und Sisinnius waren erstaunt, ihren Bekannten und Freund Clemens als das Oberhaupt der Christengemeinde zu sehen. Dessen erster Diener oder assistirender Diakon war in der That Vitus, der junge Offizier des kaiserlichen Hofstaates, welcher sich bei jenem Feste so auffällig gemacht hatte. Doch wie groß war erst ihre Ueberraschung, als, nachdem die Geistlichkeit ihre Sitze eingenommen, ein Zug schwarz verschleierter Frauen sich aus einer Seitenpforte bewegte, um neben Clemens vor dem Altar niederzuknieen. Zuvörderst schritten zwei Matronen und in ihrer Mitte die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens, dessen Haupt und Schultern ein weißer Schleier verhüllte. Keuchend entrang sich Aurelians Athem seiner Brust, und auch Sisinnius war sichtlich erregt. Allein mit bedeutsamer Geberde wußte Zoilus einer lauten Kundgebung ihrer Gefühle Einhalt zu thun.

Nachdem der von einem der Brüder eigens für das Fest gedichtete Hymnus gesungen, und die heil. Schrif-

ten vorgelesen worden waren, wandte sich der Papst in eindringlicher Rede an die Versammlung. Er sprach über die Menschwerdung und Geburt des Heilandes, in welcher die den Patriarchen und Propheten gegebenen Verheißungen ihre Erfüllung gefunden. „Darum," so schloß er, „lasset es uns nicht gereuen, denn wir wissen, an wen wir glauben. Mögen wir auch jetzt die Unterdrückten und Verfolgten sein, deren das Amphitheater und die wilden Thiere, Gefängniß, Folterbank und andere Marter wartet, so stehen wir doch über ihnen, die keine Hoffnung, keine Gewißheit eines unsichtbaren Jenseits haben. Wir vertrauen jener Liebe, welche sich sterbend für uns an's Kreuz heften ließ. Sie bürgt uns dafür, daß Er nach seinem Wort mit großer Macht kommen wird, uns aufzurichten, wenn das glückliche Loos uns gefallen, Ihn mit unserm Blute vor den Menschen zu bekennen. Er, der Sich selber aus Grab und Tod zu glorreichem, unvergänglichem Leben erhob, und sitzet zur Rechten des Vaters, wohin Er uns vorangegangen! Also wollen wir nicht trauern, wie Jene, die keine Hoffnung haben; sondern rüsten wir uns zum nahen Streit." Und er wies mit beredten Worten seine Zuhörer darauf hin, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die Gott Denen bereitet hat, die Ihn lieben. Dann setzte er die heiligen Ceremonien fort. Beim Herannahen der Wandlung wurden Aurelian und Sisinnius unwillkührlich von der hinreißenden Andacht und den inbrünstigen Gebeten der zahlreich anwesenden Christen ergriffen. Sie selbst hatten sich auf Veranstalten des Zoilus in den Hintergrund zurückgezogen, um

unbemerkt zu bleiben. Zwischen ihnen und dem Altar lag die buntgemischte Versammlung regungslos auf den Knieen. Sklaven, römische Plebejer, und Solche, deren Kleidung auf vornehmen Rang deutete, Juden, Griechen und nordische Barbaren — die Repräsentanten der verschiedensten Farben, Racen und Gegenden beugten sich hier, von einem Geiste beseelt, in Demuth vor dem Altar. Da herrschte kein Unterschied, nur daß die Männer und Frauen zu beiden Seiten der Kapelle gesondert waren. Bedeutungsvoll trafen die Einsegnungsworte Aurelians Ohr: „*Hoc est corpus meum.*" Welcher Leib? mußte er sich fragen. „*Hic est calix sanguinis mei.*" Wessen Blut enthielt jener Kelch? Beruhten also die unbestimmten Gerüchte vom Schlachten der Unmündigen bei diesen christlichen Versammlungen auf Wahrheit? Ach! wie schrecklich, zu denken, daß seine eigene geliebte Flavia darin verstrickt und nun eine Theilnehmerin jener blutigen Orgien geworden! Aber er wollte sie befreien, oder sein Vermögen und sein Leben sollten im Kampfe zu Grunde gehen. Die Betrachtungen des Sisinnius waren anderer Art. Die Worte des Papstes hatten in seinem Herzen eine Saite berührt, die noch erbebte im Verlangen, mehr zu hören. Mochten am Ende diese Männer das Geheimniß vom Tode und einem Leben jenseits des Grabes ergründet haben? —

Nachdem das heilige Opfer mit der Communion des Celebranten beendigt, nahm Clemens seinen Sitz vor dem Altar wieder ein, das Angesicht dem Volke zugewendet. Die Goldplatte um seine Schläfe erglänzte im Lampenschein, und erinnerte Viele an Moses, als er mit ver-

klärter Stirn vom Berge hinunterstieg. Jetzt traten die drei Frauen, welche während der Ceremonie auf den Knieen gelegen hatten, vor den Papst, und die beiden Matronen wandten sich seitwärts der Versammlung zu, indem sie den Schleier ihrer jüngern Gefährtin hoben. In der Einen erkannte Sisinnius seine eigene Gemahlin, die Andere gehörte zum kaiserlichen Hofstaate; es war jene Priscilla, die den Vitus an Domitians Fest so sanft zurückgehalten hatte, als er das Schwert aus der Scheide ziehen wollte, und von der Bühne die Worte ertönten:

„Hüte Dich, hüte Dich vor Domitian!“

Aurelians schlimmste Befürchtungen bestätigten sich — er erblickte Flavia Domitilla's schöne Züge! Doch Zoilus stand ihm warnend zur Seite.

„Meine Tochter!“ wandte sich Clemens an Flavia, „hast Du den Schritt, welchen zu thun Du bereit bist, wohl und gehörig erwogen?“

„Ja, Vater!“ antwortete sie mit leiser, bebender Stimme.

„Ist dein Herz, das Du dem Himmel vermählen willst, von keiner andern Liebe eingenommen? Hast Du keinem Andern Treue und Ergebenheit gelobt?“

„Ich that so, als meine Augen der ewigen Schönheit Desjenigen, der sich mir seither geoffenbaret, verschlossen waren. Wenn ich eine andere Liebe gekannt habe, so ist sie jetzt mit der Wurzel aus meinem Herzen ausgerissen. Mein einzig Verlangen geht dahin, mich dem Dienste Dessen widmen zu dürfen, Den ich zu spät

erkannt, zu spät geliebt. Hiemit entsage ich jedem andern Herrn."

„Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes empfange ich Dich also als die Braut Dessen, der Dich geliebt vom Anbeginn." Er ließ den Schleier wieder auf ihr Haupt fallen, und nahm aus der Hand des Vitus, der ihm zur Seite und Flavia gegenüber stand, einen Ring, welchen er an ihren Finger steckte. Dann reichte er ihr das hochwürdigste Sakrament. Ein seliges Lächeln, das gleich goldenem Sonnenstrahl ihre Züge überflog, war der Wiederschein des tiefen überströmenden Glückes, das ihre Seele erfüllte.

Aurelian schwankte wie ein Schilfrohr, als er sie das ihm gegebene Wort widerrufen hörte. Doch sie war nicht Herrin ihrer selbst, suchte er sich einzureden. Hatte er sie nicht sich mit jenem räthselhaften Fleisch und Blut berauschen sehen, das man ihr gegeben? In so weit, dachte er, war es allerdings dem Vitus gelungen; denn war nicht er der einzige unter den Anwesenden, dem sie auf diese Weise angetraut worden sein konnte? Zoilus ließ seine Gefährten nicht aus den Augen und eilte mit ihnen durch den geheimen Eingang von dannen, sobald die Versammlung entlassen wurde.

## Viertes Kapitel.

## Die blutige Feier.

Ungefähr im Jahre 92 der christlichen Zeitrechnung besuchte Domitian den Kriegsschauplatz in Dacien. Er wagte nicht, sich der rebellischen Armee zu zeigen,

und durchzog plündernd die wehrlosen Städte und Ortschaften. Mord und Brand waren seine steten Begleiter, überall rauchende Trümmer der Verwüstung zurücklassend. Mit der Habe der beraubten Dörfer kehrte er nach Rom zurück. Die Einsicht und Tapferkeit Julians, welcher den Krieg gegen die Dacier befehligte, brachte jenes kampflustige Volk in wenigen Monaten zur Ruhe. Officiell von ihrer Unterwerfung in Kenntniß gesetzt, umgab sich Domitian, der nie auf dem Schlachtfelde erschienen war, mit einem solchen Siegesgepränge, wie es in vergangenen Zeiten nur die Bezwinger großer Nationen gehabt hatten. Prahlerisch befahl er, und zwar zum dritten Male unter seiner Regierung, den Janustempel zu schließen, dessen Pforten in Kriegszeiten offen standen, wogegen die Schließung der Pforten ein Zeichen war, daß auf dem großen Gebiete des römischen Reiches allgemeiner Friede herrschte.

Der Janustempel war geschlossen. Der Friede aber, welchen das verlassene Heiligthum vorstellen sollte, glich der Windstille des Meeres, ehe wüthender Sturm seine Wellen peitscht. Durch keine Empörung kriegführender Stämme oder durch das Klirren der Waffen beunruhigt, war die Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft anscheinend glatt und unbewegt. Allein es war die Ruhe und Stille des trügerischen Oceans, auf dem der Dichter silbernen Sonnenschein und kräuselnde Wellen spielen läßt, während seine Tiefen voller Schlamm und Fäulniß sind.

Der Janustempel war geschlossen. Doch Derjenige, welcher die Geschicke des Reiches leitete, fühlte sich nur halb beruhigt. Die Legionen in Asien und Gallien be=

gehrten höhern Sold; und bereits hatte Domitian, um sich ihrer Ergebenheit zu versichern, den Sold von drei auf vier Goldmünzen erhöht. Die unförmlichen, riesigen Tempel und andere Gebäulichkeiten, welche er errichtete, nahmen, in Verbindung mit den ungeheuern Auslagen für öffentliche Spiele und Festlichkeiten, die Schatzkammer fortwährend in Anspruch. Um Geld beizuschaffen, hatte er nach eigener Wahl Beamte ernannt, die in den Provinzen und in der römischen Hauptstadt die Oberaufsicht über die Abgaben führen, solche erheben und vermehren mußten: Creaturen wie Arthus, welche das Volk mit eisernem Stachel antrieben, bis sie den letzten Obol aus dem Beutel gepreßt hatten. Arthus war so ziemlich das Haupt dieser Steuereinnehmer und Gelderpresser in der Stadt. Voller Ehrgeiz, in der kaiserlichen Gunst höher und höher zu steigen, und es seinen Mitgehilfen in den benachbarten Distrikten zuvor zu thun, zielt sein ganzes Denken und Thun dahin, Geld zu machen.

Wie in unsern Tagen, so hatten auch damals schon die Juden allgemein den Ruf, mehr als Andere mit Glücksgütern und Geldsäcken gesegnet zu sein. Arthus hatte vorgeschlagen, in Rom eine Aufenthaltssteuer von ihnen zu erheben, welche sich für den Kaiser jahrelang als willkommene Goldgrube erwies. Das Verfolgungsedikt gegen die Christen war eine neue Eingebung des Arthus; sollte es doch dem schlauen Beamten als Mittel dienen, sich ihres sämmtlichen Eigenthums zu bemächtigen. Und wirklich, in Rücksicht auf die ziemlich erschöpfte Schatzkammer, sowie verschiedener anderer Umstände, wurde eine solche Verordnung erlassen.

Schon zu einer frühern Stunde nach jenem nächtlichen Morgen, wo wir Aurelian zu der Versammlung der Christen begleitet, begab sich dieser in den kaiserlichen Palast. Er trug noch die Kleidung vom vorigen Tage, und der hastige Schritt, das unstete Auge verriethen die tiefe Erregung seines Innern.

Sobald er bei dem Kaiser Zutritt erhalten, erzählte er, was er mit eigenen Augen in den Catakomben gesehen. Mit den erhöhten Farben der Leidenschaft schilderte er die Anzahl und den gesellschaftlichen Rang Jener, welche der christlichen Versammlung angewohnt. Die gehörten Consecrationsworte dienten zum unläugbaren Beweis, wie sehr die verbreiteten Gerüchte, als mordeten die Christen Kinder, um sich mit deren Fleisch und Blut zu nähren, auf Wahrheit beruhten. Auch die vermeintliche Vermählung Flavia's mit Vitus wurde hinterbracht; ebenso der Antheil, welchen Theodora, Priscilla und Clemens an dieser Feierlichkeit genommen hatten. Der Kaiser schien ganz überwältigt. Durch Natur und Angewöhnung eines sehr nervösen Temperamentes, raubte ihm diese plötzliche Schreckenskunde, sich in der Familie und im eigenen Palaste von Verräthern umgeben zu wissen, schier die Besinnung. Vitus und Priscilla! die zwei vertrautesten Mitglieder seines Hofstaates, die pünktlichsten in ihrer Pflichterfüllung, und, wie er bisher geglaubt hatte, die seiner kaiserlichen Person ergebensten! Sie sollten von diesem christlichen Gifte angesteckt und die Hauptheilhaber jener blutigen Orgien sein! Daß nach solchem Beispiele viele seiner Diener und Freunde Anhänger und Bekenner Christi geworden, das ließ sich leicht denken.

Vielleicht in diesem nämlichen Augenblick mochte die in jenen verfluchten Versammlungen angezettelte Verschwörung bereits gegen sein Leben thätig sein! War es nicht fein angelegt, auf diese Weise Flavia zu bethören und zu fangen, damit, durch ihre und ihres Onkels Popularität bestochen, das römische Volk den Scepter gerne seiner Hand entrissen und jenem Christen, ihrem Gemahl, übergeben sehen möchte? Solcher Art waren Domitians Betrachtungen, während er Aurelians Worten lauschte. Das volle, rothe Gesicht wurde voller und röther; die kleinen, tiefliegenden Augen schoßen Blitze; und seine gewöhnlich heisere und rauhe Stimme tönte heiserer und rauher, als er in kurzen Sätzen mühsam hervorstieß:

„Bei den Göttern — die über Roms Capitol und Staat wachen — Aurelian — wir müssen diese Insektenbrut vertilgen — die unter dem Boden kriecht — und uns gar im eigenen Palaste stechen will.“ — Da versagte ihm der Athem, der, wie bei Asthmakranken, alle drei bis vier Worte kam und ging. Er zog die Glocke und befahl einem der Höflinge, nach dem Arthus zu schicken. Doch dieser dienstbeflissene Beamte befand sich bereits im Palaste, und erschien alsbald. Mit einer eigenthümlich zwickenden Bewegung der Hände, Füße und des Kopfes, welche sich im Schwenken der Kleidung wiederholte, näherte sich Arthus und fiel vor Domitian auf die Knie nieder.

„Arthus!“ befahl Dieser, „vor der Vesperstunde — laß das bereits gegen die Christen erlassene Edikt — auf dem Marsfelde anschlagen — und Abschriften davon — müssen in die asiatischen, gallischen und afrikanischen

Städte versendet werden!" Dann wandte er sich zu Aurelian: „Wir werden selbst — eine Wache abschicken — für die Frauen Theodora und Flavia — so wie für Clemens und die Uebrigen — deren Du erwähnt — und sollen sie, nebst Vitus und Priscilla — vor unsern Augen verhört und bestraft werden!"

Am Abend des 25. Dezembers wurden die Tafeln, auf welche das Edikt gravirt war, im Campus Martius aufgestellt. Und jetzt erhob sich durch die Stadt ein Wehegeschrei, als ob eine feindliche Armee siegreich in sie eingezogen, oder die Gallier zum andern Mal die Schlüsselübergabe forderten. In ängstlicher Eile oder wüthender Hast drängten sich Bürger, Soldaten, Civilbeamte, Spione, Kläger und Angeklagte, von denen viele schon vor Nacht vom friedlichen Herd, aus dem Kreise der Familie, vor die öffentlichen Gerichtshöfe geschleppt wurden. Viele der Christen wurden hingerichtet. Meilenweit tönte das Geschrei des Pöbels durch die, gleich einem Leichentuche über diesen Schauplatz der Leidenschaft und Aufopferung sich ausbreitende Dunkelheit, wie er durch die Straßen wogte und die Häuser der Verdächtigen stürmte. Der Durst nach Gut und Blut, die schauererregenden Gerüchte über die christlichen Versammlungen, und die tausenderlei niedern Beweggründe der Eifersucht, des Neides und Haßes, welche den Bösen zumeist gegen seinen rechtlichen und tugendhaften Nachbarn einnehmen, fachten die Wuth der Bevölkerung stets auf ein Neues an. Die ganze Nacht, und während der folgenden Tage, hielten sie mit ihrem gottlosen Beginnen nicht inne. Weiber und Kinder sowohl, als Männer, wurden ergriffen, und

vor den Präfekten oder in die Folterkammer geschleppt, wo der entmenschte Haufen beim Anblick der auf Rost und Folterbank gepeinigten Martyrer frohlockte und jubelte. Unter der Menge fanden sich jedoch auch manche Gläubige die vom herrlichen Bekenntnisse der Brüder Zeuge sein wollten. Begierig lauschten sie jedem Worte, das zwischen dem Richter und Verurtheilten gewechselt wurde, und suchten sorgsam das Blut der Märtyrer in Schwämme oder kleine Phiolen zu sammeln, und sich überhaupt andere Andenken zu verschaffen. Diese glaubwürdigen Zeugen schrieben die Geschichte des Martyrerthums auf Pergamentrollen, welche sie den damit betrauten Sekretären zur Durchsicht und Aufbewahrung übergaben. So wurden die ersten Akten christlicher Martyrer gesammelt und aufbewahrt.

Kaum war das Edikt angeschlagen, so sah man Soldaten zu Pferd und in Fuhrwerken durch die Gassen und Thore eilen. Sie hatten die Copien des Edikts an die Obrigkeiten der größern Städte des römischen Reiches zu überbringen. Wo sie eintrafen, entstand Schrecken und Tod. Wie ein Stein in stille Wasser, so fiel das blutige Edikt in den damaligen Weltfrieden. Gleich dem einem solchen Stein folgenden kreisförmigen Wellenspiel, erweiterte sich auch der Kreis der Bestürzung und Verfolgung immer mehr und mehr, wie die kaiserlichen Couriere weiter zogen, bis die Brandung gegen die fernen Grenzen des Reiches schlug. Wenn nun auch die Diener des weltlichen Herrschers behend und thätig waren, so ließen ihrerseits die Boten des Herrn der Heerschaaren ihre Zeit keineswegs unbenützt verstreichen. Ig-

notus, der jüdische Bettler von der appischen Straße, war der Erste, welcher dem Papste Clemens und den in den Catakomben versammelten Glaubenspredigern Nachricht brachte. Der Papst hatte bereits seine Vorbereitungen getroffen. Die Stadt war unter den frühern Kaisern in vierzehn Distrikte getheilt worden; und Priester, Diakone, Laien, ja sogar Frauen, waren angewiesen, über die verschiedenen Quartiere zu wachen; wenn möglich bei den gefangenen Bekennern Zulassung zu suchen, ihnen die heiligen Sakramente und andere Tröstungen der Religion zu spenden, das bei Verhör und Hinrichtung Vorgefallene sorgfältig aufzuzeichnen, und ihre Leiber, oder wenigstens andere Reliquien, zu sichern, um sie in den unterirdischen Gewölben anständig beizusetzen. Andere konnten sich leicht als Bettler verkleiden, und so zwischen der Stadt und den Catakomben als Boten dienen. Die Eifrigern, welche nach der Marterkrone seufzten, hielt man zurück und ließ sie die Grabnischen für die sterblichen Ueberreste der Blutzeugen bereiten. Der heilige Vater und seine würdigen Priester waren nicht um die Erhaltung des eigenen Lebens besorgt, wohl aber für die Standhaftigkeit der Bekenner und die Bekehrung der Ungläubigen. In diesem doppelten Anliegen wurden fortwährend in den Collekten der Messe und zu andern Zeiten inbrünstige Gebete zum Himmel geschickt. Clemens vergaß in seiner Sorge um Rom keineswegs auf die andern Kirchen. Den Priester Andronicus, welcher zu seiner Berufsthätigkeit nach Ephesus zurückkehrte, betraute er mit einem Schreiben an die Gemeinde von Corinth, bezüglich verschiedener Spaltungen und Unsitten, welche,

ungeachtet der Bemühungen und Briefe des heil. Paulus, unter ihnen fortkeimten. Ignotus, der Bettler vom appischen und lateinischen Kreuzwege, hatte unterdessen seine Schritte gen Ostia gelenkt; und ehe noch der Mond seine mitternächtliche Höhe erreicht, waren viele christliche Gemeinden gemahnt worden, sich zum Kampfe bereit zu halten. Die Boten Domitians pflegten der Nachtruhe; doch Ignotus rastete weder Tag noch Nacht, bis er in den Minen außerhalb Ostia's angekommen, wo viele Christen beschäftigt waren. Bevor die officielle Ankündigung der Verfolgung bis an die Meeresküste gedrungen, wurden die Fahrzeuge und Schiffe von ängstlichen Gläubigen erwartet, die sich unter den mannigfaltigsten Verkleidungen bargen. Viele nützten die erste Gelegenheit, um nach Illyrien, Macedonien, Griechenland und Kleinasien überzusetzen. Auf gleiche Weise waren die christlichen Bewohner der Provinzen jenseits der Alpen und Pyrenäen noch vor dem Eintreffen des Edikts gewarnt worden.

Von der Christen-Versammlung ging Sisinnius mit seinen beiden Gefährten nach der Villa des Aurelian, wo er sich für einige Stunden zur Ruhe begab. Als er erwachte, vernahm er, daß Aurelian nach der Stadt gegangen sei. So kehrte er nach Hause zurück, über die Ereignisse des vergangenen Abends nachdenkend, während er einsam durch die Felder zwischen der appischen und lateinischen Straße wanderte. Er beschloß gegen seine Gemahlin oder Flavia nichts davon zu erwähnen, wovon er Augenzeuge gewesen, sondern den Verlauf der Dinge abzuwarten. Er fand Beide im Familienzimmer.

Es lag durchaus nichts in ihrer Erscheinung, das die vorangegangene Nachtwache verrieth, keine Spur von Müdigkeit oder Aufregung. Noch trug Flavia den weißen Schleier um ihr Haupt, sowie den Ring, welchen Clemens an ihre Hand gesteckt. Ein Ausdruck unbeschreiblicher Glückseligkeit, Freude und Friedens verklärte ihr Antlitz und ganzes Wesen mit seinem Gnadenstrahl. Auch Theodora schien glücklich. Als der Gemahl die Thüre des Gemachs öffnete, sah er sie auf den Knieen liegen, und hörte seinen Namen nennen, wie sie in brünstigem Gebete für seine Bekehrung zu Gott flehte. Gerührt blieb er auf der Schwelle stehen. Mußte er doch bewundernd zu seiner jungen Gemahlin und ihrer Freundin aufblicken, wie der durch das Fenster spielende Sonnenstrahl auf ihre himmlischen Züge fiel, und die knieenden Gestalten mit einem Glorienschein umgab.

Weder Sisinnius, noch seine Hausgenossen hatten etwas von der Verfolgung gehört, bis mit der Dämmerstunde eine Abtheilung der kaiserlichen Leibwache, von Arthus geführt, erschien. In seiner gewohnten, hastigen Art und Weise erklärte dieser, wie ihn der Kaiser beauftragt habe, Theodora und Flavia nach Domitians Palast zu geleiten. Sisinnius sprach sein Erstaunen darüber aus, daß man für schicklich oder nothwendig erachtet, edle Damen durch eine Wache abholen zu lassen, da eine Einladung oder Botschaft genügt haben würde.

„Entschuldige mich, Sisinnius, wenn ich Befürchtungen in Dir wach rufe, oder deine Gefühle verwunde. Du weißt vielleicht nicht, daß diesen Nachmittag vom Capitol und auf dem Marsfelde ein Edikt gegen die

Christen verkündet worden. Die beiden edlen Damen sind der Theilnahme an der Christenverschwörung beschuldigt, deren geheimer Zusammenkunft sie schon früh am Morgen beigewohnt haben!"

Arthus sagte dies mit boshaftem Uebermuth, den Sisinnius zu jeder andern Zeit durch Verachtung gestraft haben würde. Doch diese Nachricht traf ihn wie ein Blitzschlag, der seine Willenskraft lähmte und ihn mit banger Sorge für seine Gemahlin und deren junge Freundin erfüllte.

„Laß Dir gefallen," wandte er sich zu Arthus, „einige Minuten im Atrium zu verweilen, bis die Frauen bereit sein werden, Dich zu begleiten." Dann kehrte er in das Wohnzimmer zurück, um ihnen die Schreckenskunde schonend beizubringen. Doch dieselbe that hier ganz die entgegengesetzte Wirkung. Lächelnd blickten sie sich an, und mit dem Ausrufe, „Gott Dank!" erklärten sie sich sofort zum Aufbruche fertig. Sisinnius drang in Flavia, ihren Anzug zu wechseln, was sie jedoch ablehnte.

„Aber diese Kleidung," bestürmte er sie, „wird gegen Dich zeugen und dein Verderben sein."

„Darum werde ich sie auch beibehalten. Es ist mein Brautgewand." Vergebens wandte er sich an Theodora. Sie war eines Sinnes mit Flavia.

„Ach! mein armes Weib!" rief er aus, indem er sie zärtlich umarmte, „auch Du bist zu sterben entschlossen! So harmonisch, wie zwei Bäche, die ihren Lauf vereinen, um sich plätschernd über blühenden Wiesengrund zu ergießen, ist unser Leben bis dahin geflossen. Allein

jetzt sind wir am Rande des Abgrundes angekommen, wo vielleicht der Tod uns für immer scheidet. Ich kenne das Tigerherz Domitians. Zwar werde ich mein Möglichstes thun, ihn zu besänftigen. Oh! sage mir, daß Du dieser christlichen Sekte abschwören willst, sonst bleibt mir wenig Hoffnung!"

„Du weißt nicht, theurer Sisinnius, was Du forderst. Kein Tod kann Jene trennen, welche an der künftigen Auferstehung zu einer herrlichen Unsterblichkeit Theil nehmen. Solltest Du wünschen, daß dein Weib auf diese Hoffnung verzichte, um einer geringen zeitlichen Strafe zu entgehen? O mein Gemahl! ich würde eines glücklichen Todes sterben, wenn ich wüßte, daß auch Du den Einen Gott und den Heiland der Welt bekenntest, der starb, uns von Sünde und Schmach zu befreien. Mein letzter Athemzug, mein Herzblut soll für Dich zum Himmel flehen, daß Er sich Dir offenbare. So fänden wir uns in der Welt jenseits der Gräber wieder vereint, um nie, nie mehr getrennt zu werden! Denn es ist Einer über uns" — ihr Blick wies nach Oben, und es schien dem Sisinnius, als ob überirdische Hoheit sie umstrahle — „es ist Einer über uns, Der den Elementen gebieten wird, die Gebeine dieser sterblichen Leiber herauszugeben, und Feuer, Wasser, Luft und Erde werden gehorchen. Die Seelen werden in die erstandene Hütte unsers Leibes eingehen, und mit Jesus triumphirend sich erheben, um nach überwundenem Stachel des Todes und vollendetem Sieg über das Grab, jener unaussprechlichen Seligkeit ohne Ende zu genießen, die ganz besonders Denen bereitet ist, die mit ihrem Blute vor den Men-

schen für Ihn gezeugt haben. Theurer Sisinnius, wenn Du deinem eigenen Wesen treu sein willst, wenn Du dem Licht nicht hartnäckig den Eingang in Geist und Herz verwehrst, so habe ich die frohe Zuversicht, daß Du Ihn erkennen wirst. Dann magst Du verstehen, wie leicht die Leiden dieser Zeit, ja selbst der Tod, für seine Liebe ertragen werden! Gerne bin ich bereit, zur Rettung meiner Seele dies leibliche Leben Demjenigen aufzuopfern, der sich für mich und auch für Dich, mein Gemahl, dahingab und an ein Kreuz nageln ließ. Mein letzter Blutstropfen soll für Dich bitten, daß Er Dich verkosten lasse, welche Wonne es ist, für seinen Namen, seine Person und seine Sache leiden zu dürfen. Theuerster Herr Jesus!" betete sie inbrünstig, indem sie auf die Kniee niederfiel, „gewähre deiner unwürdigen Dienerin diese Gnade, und stärke uns in der Stunde der Prüfung für die unverwelkliche Martyrerpalme!"

Sisinnius wurde durch diesen Beweis innigster Hingabe an ihn und die Religion Christi zu Thränen gerührt. Er dachte, das könne nicht die so übel verschrieene Religion sein, wenn sie solche reine Seelen zu gewinnen und zu beglücken vermöge, wie Theodora und Flavia Domitilla.

Arthus wurde ungeduldig. Ungeduldig war auch der Kaiser Domitian, der in einem großen Gemach seines Palastes harrte, wo auf elfenbeinernem, mit Gold eingefaßtem Altare zwei Statuen, die des Jupiter und seine eigene, aufgestellt waren. Vor dem Altar hing an silbernen Ketten ein Rauchfaß von der Decke nieder. Soldaten mit gezückten Schwertern reihten sich den Seiten

des Gemaches entlang, während in der Nähe des Altars kräftige, bis zum Gürtel entblößte Männer stunden, die Marterwerkzeuge in der Hand. Es waren dies Domitian's Lieblingsgladiatoren: ein Wort zu ihnen brachte sichern Tod. Der Kaiser saß auf einem reichverzierten Throne, auf dessen Stufen er von Zeit zu Zeit herniederstieg, mit hastigen Schritten das Gemach zu durchmessen. Schrecken lag auf allen Zügen beim Anblick seiner tiefliegenden Augen und gerunzelten Stirne. Schrecken ergriff auch sein eigen Herz, als er das weitverzweigte, geheime Wesen der christlichen Verschwörung gegen seinen Thron vor seine Einbildung heraufbeschwor; denn dafür hielt er es. Darum hatte er sich nun mit den Gladiatoren umgeben, deren Treue und Waffengewandtheit ihn vor Dolch und Giftbecher schützen sollte. Aurelian war beordert worden, eine Truppe Soldaten in die appische Straße zu führen, um den Papst Clemens und seine Gefährten festzunehmen. Als Sisinnius und die Uebrigen ankamen, wurden sie Vitus und Priscilla gegenüber gestellt.

„Flavia Domitilla und Vitus," gebot der Kaiser, „tretet vor! Ist es wahr, Vitus, daß Du, gegen unsern offenkundigen Willen, Dich mit unserer Mündel und Base in der Christenversammlung verlobt hast? Ist es möglich, daß Du, so sehr von uns begünstigt und zu Ehren gezogen, an unserer Person und dem Throne zum Verräther geworden?"

„Mein erhabener Gebieter!" sagte Vitus, indem er kühn in die Mitte der Halle vorschritt und sich vor dem Kaiser verbeugte, „ich bin kein Verräther, sondern im Gegentheil durch alle Beweggründe der Loyalität und

Religion angetrieben, Dir in allen erlaubten Dingen zu dienen. Ich berufe mich auf deine eigenen Erfahrungen der Vergangenheit, ob ich bisher nicht stets als Römer und Offizier deines Hofstaates gehandelt habe. Ebenso wenig, o allerhöchster Kaiser! ist es wahr, daß die edle Flavia und ich uns gegenseitige Treue gelobt haben. Meine Neigung gehört einem viel höhern und anmuthigern Wesen." Und er wandte sich gegen Flavia, gleichsam für seine anscheinende Unhöflichkeit Abbitte zu thun. In diesem Augenblicke trat Aurelian ein. Vergebens hatte er nach dem Papste Clemens gesucht.

Domitian bedeutete ihm, sich Vitus und Flavian zu nähern, und fragte dann die Letztere:

„Ist dies wahr, Flavia Domitilla, was Vitus sagt?"

„So ist es, mein Gebieter!" antwortete sie mit leiser, zitternder Stimme.

„Was sagst Du hiezu, Senator Aurelian? Ich hoffe, Du hast in deiner Eifersucht uns nicht etwa verleitet, vornehmen Damen einen Schimpf anzuthun! Ist dem also, bei unserer Krone, die hohe Kunst, in welcher Du gestanden hast, soll Dich nicht von der Strafe schützen."

Aurelian war über diese Anrede, deren Veranlassung er sich nicht wohl erklären konnte, verwirrt und bestürzt. Allein ein Umstand sprach zu seinen Gunsten: Flavia's weißer Schleier.

Als diesen der Kaiser gewahrte, fragte er:

„Was sollen diese fliegenden, weißen Gewänder bedeuten? Scheinen sie doch zum hohen Feste passender, als für diese Abendstunde."

Flavia antwortete nicht. Doch Aurelian, der sich unterdessen gefaßt hatte, sagte:

„Hatte ich nicht recht, o mächtiger Herrscher? Dies ist das bräutliche Gewand, das sie vergangene Nacht bei ihrer Vermählung mit Vitus trug, nachdem sie durch einen Becher Menschenblutes berauscht worden! Sieh! noch steht sie unter der Gewalt jenes Zaubertrankes.“

„Antworte mir die Wahrheit, Flavia Domitilla. Bist Du in letzter Nacht bei der geheimen Versammlung der Christen gewesen?

„So ist es,“ erwiederte sie mit fester Stimme und unerschrockenem Angesicht.

„Hast Du dein, dem Aurelian freiwillig gegebenes Wort zurückgenommen und es einem Andern gegeben?“

„Das habe ich gethan.“

„Wem? dem Vitus?“

„Nein, sondern Ihm, der viel schöner, liebewerther und herrlicher, als Vitus, oder jedes irdische Wesen, ist; Ihm, dessen Weisheit die gesammte Kunst der Weltweisen und Philosophen zu Schanden macht; Ihm, dessen Scepter die Völker der Erde regiert, den Sternen ihre Bahn anweist. Ja, o Kaiser! ich habe meine Treue und Liebe und Zuversicht, meinen Leib und meine Seele, meine Gegenwart und meine Zukunft, meinem Gott und meinem Heiland, Jesus Christus, verpfändet! Er ist mein ruhmvoller Bräutigam, und ich bin seine angetraute Braut. Sieh, dieses Festgewand, womit ich Ihm zugeeignet worden!“ Indem sie so sprach, belebten sich ihre Züge; die Stimme wurde nachdrücklich und beredt; das Auge flammte muthig: in ihrer ganzen Haltung lag

die Kundgebung einer durch seltenes Glück zu heroischer Wagniß angetriebenen Seele. Mit zum Himmel erhobenen Händen stand sie vor dem Tyrannen, und wie ein Glorienschein wallte der weiße, jonische Schleier um ihr Antlitz. Doch Domitian ließ sich weder durch ihre Jugend und Schönheit, noch durch ihre Beredtsamkeit rühren. Als hätte ihn eine Schlange gestochen, sprang er von seinem Throne auf.

„Wie! In meiner Gegenwart — mir in's Angesicht — Dich als die Braut meines schlimmsten Feindes erklären! Bei den Manen des Vespasian und Titus! Wenn Du nicht dem Jupiter und meiner Gottheit opferest und jeder Gemeinschaft mit jenem gekreuzigten Juden abschwörest, so wird dein Haupt mit allen seinen Reizen nicht mehr lange auf diesen gerundeten Schultern sitzen!“ Er winkte mit dem Scepter, die Soldaten möchten sie an den Altar führen. Aber ihre Hand wollte keinen Weihrauch streuen.

„Nimmer! nimmermehr!“ rief sie aus, „werde ich, in Wort oder That, den Herrn der Herren, den Gott der Götter, verleugnen. Meine Hand mögt Ihr zwingen; doch über meinen Willen habt Ihr keine Gewalt!“

Domitian war außer sich: „Hinweg mit ihr! hinweg mit ihr! Ihre Familie hat stets meinen Weg gekreuzt. Nicht einen Augenblick,“ wandte er sich zu den Gladiatoren, „soll der widerspenstige Kopf auf dem Rumpfe bleiben, damit ihre Lästerzunge mich nicht länger verhöhne!“ Ein Lächeln überflog die Züge der jungfräulichen Bekennerin.

„Seht! sie lächelt, sie spottet meiner! Schlagt zu!

schlagt zu! Feige Memmen! Ihr fürchtet Euch vor einem Weibe? Gebt mir des Henkers Schwert! Noch immer lächelt sie und ruft ihren Jesus an. Wo ist Er nun, der Gott der Götter, wie Du Ihn nanntest? Warum erscheint Er nicht auf das Geheiß seiner Geliebten, sich der Macht Domitians zu widersetzen?“

Jetzt legte Aurelian sich nachdrücklich in's Mittel.

„Mächtigster Herrscher und unwiderstehliche Gottheit! Ihr frohlockendes Lächeln gilt der thörichten Hoffnung, daß, wenn ihr Haupt vom Leibe getrennt ist, sie in das Königreich aufgenommen wird, welches Jesus Allen verheißen hat, die für Ihn sterben. Laß Ihn keineswegs über Dich triumphiren, und willfahre ihrem Wunsche nach dem Marterthum nicht. Vertraue sie mir an, daß ich sie mir zu eigen mache; und so werden wir Beide, Du und ich, den Sieg über Jene davon tragen, welche sie in diese Raserei gestürzt haben.“

„So sei es! Ha, ha! ich glaube, Du hast das Richtige getroffen. Sieh', wie Thränen in ihren Augen schimmern, und ihre Freude sich in Trauer verwandelt hat! Doch führe sie von hinnen, daß sie nie wieder sich vor meinem Antlitz zeige; es möchten sonst ihre Worte mich hinreißen, ihr unsinniges Verlangen zu befriedigen. — Wer sind Jene, die sie so bethört haben?“

„Hier siehst Du sie!“ sagte Aurelian, indem er auf Vitus, Priscilla und Theodora wies. „Da waren noch Andere, welche die Ceremonie leiteten; aber es ist uns bis jetzt noch nicht gelungen, ihrer habhaft zu werden.“

„Vitus! tritt herzu, und opfere den Göttern!“

„Ich kann nicht, o mächtiger Kaiser! Es ist nur

Ein Gott, dem Opfer darzubringen sich gebührt, und dieser ist Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch!"

„Seid Ihr Frauen," wandte sich der Kaiser gegen Priscilla und Theodora, „gleichen Sinnes?"

„Ja," war die leise, doch feste Antwort.

„Henker, thut an diesen eure Schuldigkeit!"

Sisinnius fiel vor dem Kaiser auf die Kniee, und flehte inständig für das Leben seiner Gemahlin. Er stellte ihm seine eigenen langjährigen Dienste, seine Ergebenheit an die kaiserliche Familie und Theodora's Jugend und Einfalt vor. — Zuletzt gab Domitian nach.

„Ich werde ihr Leben schonen, wie ich jenes von Flavia Domitilla geschont, bis die Zeit zeigen wird, ob sie zu besserer Einsicht zurückkehren will oder nicht. Doch Beide sollen unter der Aufsicht eines Hüters stehen, den ich bestimmen werde. Was Diese anbetrifft," sagte er, auf Vitus und Priscilla deutend, „die Verräther meines Hofstaates, so werde ich an ihnen ein Exempel statuiren." In einem Tone, der nicht mißverstanden werden konnte, gebot er, Priscilla und Vitus, sowie einige christliche Sklaven, um die sich Niemand zu kümmern schien, zu enthaupten, welcher Befehl unverweilt vollzogen wurde.

Als Domitian ihre Häupter von den Schultern fallen sah, weidete er sich mit der ihm eigenen wilden Grausamkeit an dem blutigen Schauspiel. Theodora und Flavia verhüllten ihr Angesicht, für den Sieg der Martyrer, in brünstigem Gebete zu danken, und zerrissen ihre Kleider, und benetzten sie mit dem Blute der Blutzeugen des Christenthums.

# Mexikanisches Sittengemälde. *)

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Aug' zurück.

Etwa zwanzig Minuten von Guanaxuato auf einer Anhöhe stand ein Schloß mit Thürmen und Warten im maurischen Styl, das trotz seines Verfalles an alte Herrlichkeit erinnerte. Viele Jahre war dieses Schloß unbewohnt gestanden, Fenster und Thüren waren stets geschlossen geblieben. Das Gras überwucherte die Höhe und hier herrschte, von dem Rufe der Raubvögel abgesehen, ein ewiges Schweigen.

Eines Tages ritt ich vorüber und vernahm zu meinem großen Erstaunen Stimmen und das Geräusch von Tritten. Die Thore standen offen und Indianer, denen der Majordomus Befehle ertheilte, jäteten Unkraut aus, klopften Teppiche aus und luden Lastwagen ab.

Ich fragte einen Indianer, wer hier eingezogen sei?

„Señora Marquese Rifloir," bekam ich zur Antwort.

„Was ist das für eine Marquese?"

„Señor, es ist die Frau des Marques Rifloir!"

„Dummkopf, aber wer ist denn der Marques?"

„Er ist Oberst drüben bei den Anderen," sagte der Indianer mit scheuem Blick.

Dies war genügend, ich verstand der dunklen Rede Sinn.

Also Rifloir war Oberst, aber in der Armee der

---

*) Wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Herr Verfasser ein **wirkliches Erlebniß** von ihm während seines Aufenthaltes in Mexiko mittheilt.

Liberalen — unserer Feinde; denn ich war kaiserlich mexikanischer Offizier und Telegraphendirektor zugleich, während der Herr Rifloir die Ehre hatte, republikanischer Oberst zu sein. Das Alles war recht schön, aber ich hätte gern die Frau Marquese kennen gelernt. Warum? wird der Leser fragen.

Nun mich interessirte es zu wissen: ob sie, wie der Name klang, Französin oder Spanierin, ob sie geistreich oder einfältig, ob jung oder alt sei? Weßhalb sie auf unser Gebiet zog? Vielleicht ist sie gar hier, um Kundschaft einzuziehen? Was interessirt nicht alles einen jungen Cavallerieoffizier im fremden Lande! —

Einige Tage nach ihrer Ankunft gab die Marquese einen Ball, alle Notablitäten bekamen Einladungskarten. Tischgesellschaften, Feste, Concerte waren an der Tagesordnung. Die hervorragendsten Herrschaften wetteiferten um die Ehre, Eintritt in den Salon der Marquese zu finden. Immer munter, immer heiter, brachte sie den Morgen auf öffentlichen Spaziergängen, den Tag mit Besuchen, die Abende auf Bällen zu; sie versäumte kein neues Schauspiel, kurz keine Gelegenheit, Alles zu sehen und sich von Allen sehen zu lassen.

Die Marquese war höchstens 24 Jahre alt, sie war eine Creolin, deren Schönheit die aller andern Mexikanerinnen überstrahlte. Ein Gewissen, das ihr nicht zu enge Schranken zog, ein unermeßliches Vermögen dazu waren genügende Eigenschaften, daß sämmtliche junge und alte Herren an ihrem Triumphwagen zogen.

Ich bekam zu dem ersten Balle, den sie gab, eine Einladungskarte, lehnte sie aber dankend ab, ein Unwohlsein vorschützend. Bei dem nächsten Concert kam wieder die Einladungskarte, von meiner Seite wieder eine Entschuldigung. Trotzdem ich die Marquese nie besuchte, erhielt ich jedesmal, so oft ein Fest war, die Einladungskarte.

Warum wollte ich nicht ihrem Wunsche nachkommen?

Ich hatte doch im ersten Augenblick gewünscht, sie kennen zu lernen? — Weil ich dieses Weib haßte und verachtete. Der Grund war folgender. An demselben Tag, als sie ihr Schloß bezog, besuchte mich ein alter Kriegskamerad, Kapitän Alranca; er war in Barcelona geboren, kam in seinen jungen Jahren nach Mexiko, wurde Offizier unter der Regierung Santa Anna's und hatte sich bis jetzt zum Kapitän hinaufgeschwungen. Wir sprachen von allerhand Stadtneuigkeiten, endlich kam die Rede auf die heute angekommene Marquese.

„Hoho, Bruder!" rief er da plötzlich, „gib Acht, daß sie Dir nicht den Kopf verrückt, Du wärest wohl nicht der erste, aber auch nicht der letzte."

„Du scheinst sie schon von früher her zu kennen?" fragte ich mit komischer Neugier.

„Na, Alter!" erwiederte er, „schicke deinen Burschen nach einer Flasche Porter, dann zünden wir uns Puros an und ich werde Dir eine prächtige Geschichte von dieser alle Köpfe verrückenden Marquese erzählen; vielleicht fängt sie Dich dann weniger leicht in ihrem Netz," setzte er mit hochkomischem Pathos hinzu.

Wir lachten, der Bursche brachte den Wein und die Cigarren. Kapitän Alranca warf sich in ein Fauteuil und fing zu erzählen an.

Der Gemahl der Marquese ist ein französischer Emigrant, der vor zwanzig Jahren nach Mexiko kam; er brachte in dieses Land nichts weiter — als seinen klugen Kopf, sein schönes Gesicht und einen unternehmenden Geist nebst einigen Empfehlungsbriefen und seinem Adelsdiplom in der Tasche. Als Lieutenant trat er in die Garde Santa Anna's, ein Jahr darauf wurde er Kapitän und eroberte in der Schlacht bei Santa Cruz die Kriegskasse der Feinde. Santa Anna machte ihn nun zum Major und schenkte ihm 20,000 Pesos. Als der Frieden kam, betheiligte sich der Marques mit seinem Gelde an den Silberminen von Guanaxuato. Das Glück war ihm

hold — in kurzer Zeit hatte er fast eine halbe Million Pesos im Vermögen.

Ich war sein Kriegskamerad. Karten und andere Tollheiten brachten mich oft in böse Klemmen; immer half er mir mit cavaliermäßiger Bereitwilligkeit aus der Patsche. Natürlich hatte ich ihn sehr lieb. — Wer beschreibt meine Freude, als mein Regiment nach Guadalaxara versetzt wurde, wo der Marques residirte! Ich war sein täglicher Gast, sein Hausgenosse, sein Freund, sein Alles.

Während dieser Zeit starb eine Creolin auf seiner Hacienda und hinterließ nichts als ein dreizehnjähriges Mädchen, Namens Marietta. Der Zufall wollte, daß der Marques gerade in ihre Wohnung eintrat, als sie im Sterben lag. Ihre letzte Bitte war, der Marques möge sich des armen Mädchens annehmen, damit es nicht elend zu Grund gehe und die Mutter ruhig sterben könne. Rifloir, in allen seinen Handlungen ein Cavalier, erfüllte den Wunsch der Sterbenden und that noch mehr. Drei Tage nach dem Tode der Mutter schickte er das Mädchen in das Damenpensionat zu Puebla, wo es die glänzendste Erziehung bekam. Gern bezahlte er dafür die jährlich treffenden tausend Piaster.

Drei Jahre sind so vergangen — Marietta ward 16 Jahre alt und ein prachtvolles Mädchen. Der Marques fuhr nach Puebla, um Marietta abzuholen, und das Ende vom Liede war, daß er sterbensverliebt ihr Hand, Herz, Vermögen und den Grafentitel antrug.

Die ersten Jahre der Ehe verstrichen in glücklicher Zufriedenheit. Marietta wurde Mutter und der Marques war selig, als er sein kleines Töchterchen auf den Armen trug. Die Pflichten der Mutter hielten die Marquese im Hause zurück. Das Landhaus, wo sie jetzt wohnt, war ihr Lieblingsaufenthalt. Ich besuchte selten den Marques, denn ich machte die unangenehme Bemerkung, daß seine Frau eine Abneigung gegen mich hegte,

und ich, offen gestanden, war ihr auch nicht besonders grün. Warum? Ich wußte es selbst nicht; genug davon, wir hatten gegenseitig eine gewisse Antipathie.

Das Kind vollendete bald sein drittes Jahr, als eine Tante Marietta's auf Besuch kam. Dieses alte Ungeheuer ist noch jetzt bei ihr, sagte Alranca und schlug im Eifer des Gespräches so kräftig auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser klirrten.

Also kaum war diese Alte angekommen, als sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sich vor Staunen kaum erholen konnte, daß so eine junge Dame hier lebe und nicht in der Residenzstadt als die Perle aller Salons glänze. Nun wünschte auch die Marquese die Regenzeit (dortiger Winter) in der Residenzstadt zuzubringen. Der Marques wollte Anfangs nicht, sie schmollte, aber sie drängte nicht; desto mehr die Tante. Die schöne Marquese hatte ihr Köpfchen aufgesetzt, sie trotzte; ihr Teint verlor seinen Glanz, das Feuer ihrer Augen erlosch, die Einsamkeit wurde ihr zur Qual.

Der Marques besuchte mich und beklagte sich bitter zum ersten Mal in seinem Leben. „Sieh Freund," sagte er, „mein Weib war mein Alles; was ein menschliches Herz für ein theueres Wesen fühlen kann, das fühlte ich für sie. Die Zärtlichkeit des Vaters, des Bruders, des Gatten — das Alles fühlte ich für sie. Mit Entzücken betrachtete ich ihren Schlummer und erst mit ihrem Erwachen lebte für mich die Natur auf. Ich geizte nach jedem Worte, ich wachte über jede ihrer Geberden. Seit aber ihre Tante hier ist, wird sie täglich kälter gegen mich. Und jetzt habe ich die Überzeugung gewonnen, daß ich allein nicht mehr zum Glücke meiner Gattin genüge: — sie will sich im Strudel des Lebens bewegen, meine Ruhe ist für immer dahin!"

Der Marques nahm Abschied von mir. In der Residenzstadt miethete er ein Haus, richtete es nach den Anforderungen der feinen Gesellschaft ein — seine Ver-

mögensverhältnisse erlaubten es — und bald war sein Haus der Versammlungsort der ganzen eleganten Welt. Marietta war glücklich; von faden Stutzern umschwärmt, mit Liebesblicken verfolgt, sah sie sich als Königin des Salons.

Der Marques litt im Herzen die grausamsten Qualen. Mitten im Gewoge der Feste und unter den brausenden Accorden voller Orchester trug er den nagenden Wurm der Eifersucht in sich. Voll innerer Verzweiflung sah er den Abgott seiner Träume sich in der lärmenden Menge verlieren, ohne zurückzudenken, ohne zu ahnen, was er litt; keiner ihrer Gedanken, keiner ihrer Blicke gehörte mehr ihm. Das Zusammenleben wurde von nun an ein ununterbrochener Kampf zwischen seinem und ihrem Willen. Seine Wünsche und Bitten galten ihr für Tyrannei, seiner Entrüstung stellte sie ihre Thränen entgegen. Er wollte die Hauptstadt Mexiko mit ihr verlassen, sie weigerte sich hartnäckig.

Bald lebten sie wie Fremde zusammen. Nur in der Gesellschaft noch begegneten sie sich. Ihr Kind wurde ganz vernachläßigt. Die Tante aber, dieser Dämon, schürte das Feuer; sie wußte eine Menge Kleinigkeiten von dem Marques zu erzählen. Die Gecken, welche die Marquese umschwärmten, hetzten ebenfalls; denn wenn ein Elender einer verheiratheten Frau den Hof macht, so ist es doch ganz natürlich, daß er ihren Gatten nicht lobt, sondern in den Koth hinabzerrt.

Don Ruido war damals die beliebteste Person in den Kreisen der Marquese. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren, hochgewachsen und von bewunderungswürdiger Gewandtheit; die Anmuth der Jugend, die Eleganz des fein gebildeten Weltmannes, sein Vermögen, seine Stellung als Polizeidirektor trugen viel dazu bei. Einige Duelle hatten seinen Namen mit einer zweifelhaften Berühmtheit ausgestattet. Die Feinheit des Geistes und die Gewandtheit im geselligen Umgange verdeckten seine

Herzlosigkeit und den unbändigen Stolz. Für ihn war die Gewalt das Recht; er räumte keinem Beweise den Vorrang ein vor einem wohlangebrachten Degenstoß oder vor einer durch das Herz gejagten Kugel. Bald war er so bekannt, daß auch die Keckſten ihm aus dem Wege gingen. Einige liebten ihn, Andere verachteten ihn, aber für Alle war er ein Gegenstand der Furcht.

Das Haus der Marquese beehrte er mit besonderer Aufmerksamkeit. Er huldigte der Tante und der Nichte. Die Welt sprach damals Vieles, doch wollte ich es immer noch nicht glauben, aber bald sollte ich mich davon überzeugen. Ich wurde mit einer Depesche nach Mexiko gesandt und sollte dort auf die Antwort warten, welche erst in zwei Wochen erfolgen konnte. Ich kam Abends um 8 Uhr an. Nach vollzogenem Dienstesauftrag war mein Erstes, das Haus des Marques Rifloir aufzusuchen. Bald hatte ich es gefunden und wollte eben die Treppen hinaufgehen, als der Marques wie ein Wahnsinniger, mit Augen, die aus den Höhlen traten, mit leichenblassem Gesicht mir entgegenstürzte, mir um den Hals fiel und bitterlich weinte. „O Freund, theuerer Freund, Dich sendet mir der allgütige Gott," sprach er. „Komm', komm' fort aus diesem Hause des Fluches." Mit diesen Worten zerrte er mich fort und willenlos folgte ich ihm in ein kleines Gasthaus. Er ließ sich ein Extrazimmer aufsperren, warf sich in einen Stuhl und verbarg sein Gesicht in beide Hände und weinte wie ein hilfloses Kind.

Ich blieb sprachlos vor ihm stehen und starrte ihn an wie ein Medusenhaupt. Auf einmal sprang er auf, ergriff mich krampfhaft bei der Hand — und rief: „Freund, hier — hier lies mein Todesurtheil, meine Schande!"

Mit diesen Worten warf er ein Päckchen parfümirter Briefe auf den Tisch.

Ich nahm einen nach dem andern; es waren Liebesbriefe von Don Ruido, dem Polizeidirektor, an die Mar-

quese Rifloir. In dem letzten Briefe machte er ihr den Antrag, mit ihm zu fliehen oder sich von ihrem Mann scheiden zu lassen. Als ich diese Briefe gelesen hatte, wagte ich kaum, den armen Marques anzusehen. Seine Glieder schlotterten; er bebte am ganzen Körper.

„Nun, lieber Alranca, was jetzt machen?“ rief er mit heiserer, vor Wuth zitternder Stimme; „wo bist Du abgestiegen?“

„Im Hôtel Bella Torre.“

„Gut. Hast Du Pistolen mit?“

„Ja;“ sagte ich, „auf meinem Zimmer, zwei kurze Sattelpistolen.“

Wir verstanden uns. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir durch die öden Straßen in meinen Gasthof. Ich nahm beide Pistolen zu mir; eine halbe Stunde später standen wir im Vorzimmer des gefürchteten Polizeidirektors Don Ruido, einige Augenblicke nachher vor ihm selbst. Er saß in seinem Armstuhl und betrachtete uns, als wir eintraten, mit einer eigenthümlichen Mischung von Frechheit und Stolz.

„Herr Polizeidirektor, kennen Sie diese Briefe?“ sagte der Marques mit zitternder Stimme, indem er ihm das Päckchen parfümirter Briefe übergab.

Bläffe und Röthe wechselten rasch auf Ruido's Gesicht. „Da seht nur, wie Alles unter die Leute kommt,“ sagte er mit verbissenem Grimme; „nun, da Ihr ein so guter Spion Euerer Frau seid — ja, ich habe diese Briefe geschrieben.“

„Ah!“ sagte der Marques, den diese Keckheit fast betäubte, „ich hätte diese Unverschämtheit nicht erwartet!“

„Ha, lieber Marques,“ erwiederte der Polizeidirektor mit vollkommener Ruhe, „kann ich dafür, ist es meine Schuld, daß Marietta mich Euch vorzieht?“

Die Entweihung dieses Namens in dem Munde Ruido's brachte die Entrüstung des Marques zum vollen Ausbruche. „Schweig, Elender, ich dulde nicht, daß

Du diesen Namen aussprichst! Die Pistole zur Hand, vertheidige Dich oder ich schlage Dir in's Gesicht. Du, der Du mein ganzes Lebensglück zerstört hast, nimm die Waffe oder ich schieße Dich nieder!"

Zur Vertheidigung gezwungen, ergriff endlich der Polizeidirektor die Pistole mit den Worten: „Aber doch nicht hier? Gehen wir in den Garten hinab."

Wir gingen in den Garten. Es war Todtenstille, man hörte nur das Rascheln des Laubes und das Knistern des Sandes unter unsern Füßen. Auf einem Rasenplatz angekommen, rief der Polizeidirektor:

„Sie, Kapitän, ich habe keinen Sekundanten, ich brauche auch keinen, aber zählen sie die Schritte ab!"

Es geschah. Man vernahm die Stimme Ruido's: „Eins — zwei — drei!"

Zwei Pistolenschüsse knallten zu gleicher Zeit. Don Ruido wälzte sich in seinem Blute. Seine Leute kamen herbei. Eine gewaltige rauhe Hand legte sich auf den Arm des Marques und eine Stimme rief mit Strenge: „Verhaftet den Mörder!"

Ohne den geringsten Widerstand ließ sich der Marques fortführen; nur zuweilen vernahm man einen dumpfen Klageruf, der sich seinen Lippen entrang: „O Marietta! O mein Kind!"

Man führte ihn in's Kriminalgefängniß, er wurde des Mordes angeklagt, er hatte Alles verloren, Weib, Kind, die Ehre. Ein schweres Urtheil, vielleicht der Tod durch den Strang erwartete ihn.

Der Polizeidirektor war gefährlich verwundet. Tag und Nacht wurde er gepflegt von der Frau Marquese!

Ihr armer Mann im Kerker wünschte sie noch einmal zu sehen, allein sie wollte vor der Welt mit einem Verbrecher nichts gemein haben.

In diesen furchtbaren Tagen stürmten die Franzosen die Stadt. Ich benützte den Tag der Erstürmung, um mit Geld und einigen guten Freunden den Marques zu

befreien. Er floh in die Gebirge und schloß sich dort den Liberalen an. Jetzt ist er Oberst, doch unter welcher Fahne wir immer fechten, ich bleibe sein Freund.

Und seine Frau? Nun Du siehst, wie sie lebt; während ihr Mann täglich dem Tode entgegengeht, läßt sie sich von den Gecken umschwärmen. Und der Polizeidirektor? Der ist gegenwärtig Präfekt von Zacatecas.

Mein Freund, Kapitän Alranca, schwieg. Ich drückte ihm dankbar die Hand, ihm versichernd, daß ich diese Frau eben so sehr verachte als er. „Aber," fragte ich, „wie kommt es, daß die ganze Aristokratie in ihren Salons ist? Wissen die Herrschaften nicht diese anrüchige Geschichte?"

„Sie ist jung, reich, schön," gab er spöttisch zur Antwort, „ich glaube, sie würde in deinem deutschen Vaterlande mit diesen Eigenschaften eben auch eine gesuchte Dame sein." —

Dieses war der Grund, weßhalb ich keine Einladung der Marquese annahm. Am Neujahrstage 1866 besuchte ich in Folge einer Einladung die Salons des Gouverneurs. Er gab, wie alle Jahre an diesem Tage, einen Ball. Sämmtliche Honorationen der Stadt Guanaxuato waren eingeladen, es war eine Art Hofball im Kleinen. Eine glänzende Menge von Cavalieren und Damen belebte die Salons, in deren Mitte sich Marschall Bazaine, der Kommandant der französischen Expeditionstruppen, als Meteor bewegte, umgeben von einer Suite französischer Offiziere, theils der Cavallerie, theils dem Generalstabe angehörend. Der ganze Saal wimmelte von Goldepauletten, Orden und schleppenden Seiden- und Sammtkleidern. Plötzlich wurde eine Bewegung bemerkbar, es kamen die eingeladenen Präfekten von den verschiedenen Provinzen an. Ich stand in einer Ecke des Saales auf meinen Säbel gestützt und betrachtete eine Person nach der andern. Neben mir stand Alranca.

Die eintretenden Personen nahmen mein ganzes Interesse in Anspruch; auf einmal ergriff mich Alranca

krampfhaft bei der Hand. „Dort," sagte er flüsternd, „dort, Julio, sieh hin, der eben eintritt, es ist Don Ruido, der Präfekt von Zacatecas, der ehemalige Liebhaber der Marquese, der Mörder des Familienglücks meines armen Rifloir!"

Die eben besprochene Person war von hoher Statur, hatte stechend schwarze Augen und ein längliches Gesicht. Er trug das mexikanische Costüm: enge schwarze Hosen, mit einer Reihe Goldknöpfe besetzt, eine kurze schwarze Sammtjacke, auf seiner Brust das Offizierskreuz des Guadalupe-Ordens. Sein stolzer Blick kontrastirte seltsam mit der Unterwürfigkeit, mit der er sich dem französischen Marschall näherte; für Augenblicke schien der Mann völlig in Demuth zu zerfließen.

Bald darauf erschien die Marquese mit ihrer Tante; letztere sah ich heute zum erstenmal. Sie hielt ihre lange magere Figur trotz der Last der Jahre aufrecht. Schön war es gewiß nicht, dieses kleine vertrocknete gelbe Gesicht mit der langen spitzigen Nase darin, mit den dünnen fast blutlosen Lippen, mit den großen schwarzen stechenden Augen, deren dichte Brauen schneeweiß waren. Auch das Haar der Dame war weiß, doch sah man von denselben nur zwei dünne Löckchen, welche an den eingesunkenen Schläfen unter der schwarzen Sammtkappe, die Haupt und Nacken bedeckte, zum Vorschein kamen.

Die Marquese trug ein schwerseidenes Kleid von schwarzer Farbe mit langem Schlepp. Ihre Locken fielen bis auf den Rücken hinab — wer die Dame sah, war keinen Augenblick im Zweifel, daß sie die Königin des Balles sei.

Das Gespräch drehte sich um Frauen, Theater, Politik, Neuigkeiten. Das Souper entsprach jeder Anforderung. Der Champagner brachte endlich etwas Feuer in die Gesellschaft, tausend lustige Anekdoten würzten die Unterhaltung. Die Sprache kam dann auch auf die Unsicherheit der Straßen und auf die vielen Verbrecher. Don

Ruido ergriff das Wort und malte mit gekünstelter Rede die Stufen aus, über welche die Verbrecher Schritt für Schritt steigen, und schloß mit den Worten: „Der Mann, der die Stütze des Weibes, der Pfeiler der Ordnung sein soll, sinkt dann zu einem reißenden Thiere hinab."

„Sie haben Recht," gab ich zur Antwort; „wenn aber das Weib sinkt, dann sinkt es so tief, wie es ein Mann nicht im Stande ist. Die eigene Gattin, wenn sie gefallen, ist im Stande, ihren Gatten zu verlassen und vielleicht demselben Mann, der ihn zum Tode verurtheilt, Liebe zu heucheln."

Die Marquese wurde leichenblaß. Die Tante schoß einen wüthenden Blick auf mich, der Präfekt, ein vollkommener Salonmann, gab sich die Mühe meinen Satz zu widerlegen, anscheinend, als hätte er meinen Stich nicht gefühlt.

Der Ball war zu Ende, ebenso die Nacht. Die Sonne stand hoch am Horizont, als mich mein Diener weckte und mir nebst meiner Chocolade einen kleinen parfümirten Rosabrief überbrachte. Er lautete:

„Señor,

Trotz meinen Einladungen hatten Sie — der Einzige — immer eine verneinende Antwort. Heute lade ich Sie wieder ein, aber nicht in Gesellschaft sondern zu einem Tête-à-tête; um 10 Uhr erwarte ich Sie, Señor, in meinem Boudoir. Falls Sie ein Mann von Ehre sind, werden Sie kommen.

Marietta Marquese de Rifloir."

Ich war auf Alles gefaßt, auf dieses nicht; es fehlte kaum noch eine Stunde auf 10 Uhr. Rasch machte ich Toilette, steckte einen kurzen Revolver in die Tasche, bestieg mein Pferd und einige Minuten vor 10 Uhr hielt ich vor dem Landhause. Ein Indianer übernahm mein Pferd, ein zweiter führte mich über die breiten Stufen zum Empfangssalon der Marquese. Mit dem Glockenschlage zehn klopfte ich an die Thüre der Dame. Zeit zum

Aufräumen schien sie allerdings noch nicht gefunden zu haben, denn die umhergestreuten Brillantringe, Blumenbouquets u. s. w. lagen noch immer so wirr durcheinander, wie sie gestern nach dem Balle hingeworfen worden. Auch in ihrem leichten Morgenanzug war die Marquese noch. Trotzdem schien sie sich gesammelt zu haben. Sie sah etwas bleich aus und reichte mir lächelnd die Hand:

„Ich danke Ihnen, Herr Telegraphendirektor, daß Sie endlich so viel Rücksicht hatten, der Einladung einer Dame zu folgen."

„Señora," erwiederte ich, „wenn ich auch im fremden Lande bin, vergesse ich doch nie den schuldigen Respekt gegen Damen." — „Pah!" sagte sie, „lassen wir gegenseitig die Masken fallen. Sie hassen mich — warum?" Ihr Blick ruhte durchbohrend auf mir. „Was habe ich Ihnen gethan? Wir Spanierinnen sind offen." Dies sagte sie mit spöttischem Lächeln.

„Gut, Señora," gab ich zur Antwort, „und so antwortet ein Deutscher: Señora Marquese de Rifloir — ich kenne ihr ganzes früheres Leben!" —

Der Dame stieg vor Zorn das Blut bis an die Stirne.

„Mein Herr, meine Vergangenheit geht Sie nichts an."

„Ganz wohl, Marquese, aber es steht mir dann auch frei, zu lieben, zu hassen und zu verachten!" —

„Señor, vergessen Sie nicht, daß Sie einer Dame gegenüber stehen; diese zu beschimpfen, ist feig."

„Señora," sagte ich, während mich meine Ruhe zu verlassen anfing, „Marques Rifloir hat Sie aus der Hefe des Volkes herausgezogen; er hat Sie bilden lassen, er liebte Sie, er reichte Ihnen seine Hand vor dem Altare Gottes, Sie schwuren ihm Treue, zum Danke dafür haben Sie ihn verlassen, betrogen! Er hat kein Weib, kein Kind mehr. Jene Männer, die Sie umschwärmen und Ihnen huldigen, sind Gecken, und jenes Weib, Ihre

Tante, welche, statt Sie zur Pflicht zurückzurufen, in die Salons zieht, um Ihren Gatten zu vergessen, ist eine jener Sünderinnen, welche die Strafe Gottes früher oder später treffen wird, treffen muß. Ihr Mann, der Aermste, steht täglich im Kugelregen, er sehnt sich vielleicht darnach, daß ein Stück Blei sein trostloses Herz durchbohren möchte, während die Gattin mit süßem Lächeln die faden Schmeicheleien der Gecken anhört."

Die Marquese barg beschämt ihr Antlitz in ihre Hände und hörte tief gebeugt und schweigend zu.

Es entstand eine lange peinliche Pause.

Da öffnete sich die Thüre und hereinhüpfte das liebliche etwa 6 Jahre alte Kind der Marquese.

„O Mama!" rief es, „hier ist der Señor, der immer so finster schaut!"

Nun erhob sich die Marquese und sagte mit bewegter Stimme: „Und doch ist er mein und dein einzig wahrer Freund!"

Das Blondköpfchen ging herzig auf mich zu und reichte mir ihr kleines Händchen.

„Señora," sagte ich, „Sie verzeihen, unser Rendezvous bleibt unser Geheimniß. Ich fühle mit Ihrem Gatten, obwohl er Offizier in einer feindlichen Armee ist; denn auch ich bin verheirathet, auch ich habe ein Töchterchen, so lieb, so schön wie das Ihrige. Böse Menschen haben mich von einem geliebten Weib und Kind getrennt, sonst wäre ich — als Deutscher — schwerlich hier auf Amerika's Boden; mich trieb Verzweiflung aus meinem Vaterlande!" —

„Ich bedauere Sie," sagt sie mit weicher gebrochener Stimme, während Thränen über ihre Wangen liefen. „Gewiß, Don Julio, Sie sind jetzt mein Freund, wenn ich Ihnen verspreche, Alles zu versuchen, um mich mit meinem armen, armen Manne zu versöhnen."

Ich gab ihr die Hand. Das Kind ließ es sich nicht nehmen, mich bis zum Thore, wo das Pferd stand, zu

begleiten. „Mama hat gestern immer in der Nacht geweint,“ sagte das Kind, „sie ging nicht schlafen.“

Da sah ich Don Ruido auf einem Pferde heranjagen. Er sprang vom Pferde, wir grüßten uns höflich, doch mit eisiger Kälte. — Er ging zur Marquese, ich ritt langsam nach der Stadt zurück. Einige Minuten darauf hörte ich den Señor Ruido nachgaloppiren. Ein Stein fiel mir vom Herzen — mein Wort hatte gewirkt, sie hatte ihn abgewiesen. . . .

Seit einigen Tagen hatten unsere Vorposten gesehen, daß einzelne Reiter die Linie passirten; es war kein Zweifel, daß sie von feindlicher Seite kamen. Man war aufmerksam geworden. Unweit De la Cruz war ein großes Wachtfeuer angezündet, herum saßen die Offiziere der Lanceros bivouaquirend. Man muß sich die mexikanischen Sternennächte denken, in denen man bis auf den Grund des Himmels zu sehen meint. Die Luft strich etwas kühl; eben in solchen Nächten athmet man mit allen Poren nach der glühenden Tageshitze. Die Offiziere plauderten am Wachtfeuer, als ein Vorposten die Meldung brachte, daß zwei Reiter über die Ebene heranritten.

Ein Offizier und zwölf Mann jagten sogleich in die angezeigte Richtung und eine halbe Stunde darauf standen zwei fremde Reiter vor dem Obersten des Regiments.

„Wer sind Sie? Von wo kommen Sie? Wohin wollen Sie?“

„Meine Herren,“ nahm der größere der zwei Reiter das Wort, „wir kommen aus Santa Fé, haben uns im Gebirge verirrt, unsere Pferde sind ermattet und wir erschöpft, wir sind Hacienderos und wollen nach San Miguel, um Pferde zu kaufen.“

„Gut,“ antwortete der Oberst; „für jetzt müssen Sie sich einer kleinen Untersuchung unterziehen lassen.“ Er winkte zwei Unteroffizieren, die ohne Umstände die Taschen der Reisenden nun umkehrten. Bei Einem fand

man einen Brief. Der Oberst nahm den Brief, brach sofort das Siegel, las ihn und sagte ruhig zu seinem Adjutanten:

„Die zwei Herren sind Gefangene, transportiren Sie dieselben in die Stadt; Sie sind mit Ihrem Kopfe für Beide verantwortlich."

Ein Zug von 12 Mann setzte sich alsogleich in Bewegung, in deren Mitte die zwei Gefangenen. Kein Wort wurde weiter gewechselt. Nur als der Zug bei dem Landhause der Marquese Rifloir vorbeikam, fuhr der eine Gefangene mit der Hand über seine Augen, während ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg. Endlich erreichte man in der Stadt einen Platz, an dessen unterm Ende sich ein großes düsteres Gebäude erhob. — Es war das Kriminalgebäude. Der Offizier zog an einer Glocke, deren Klang im ganzen Hause wiederhallte. Licht erschien, das Hauptthor ging auf, die Wache trat unter das Gewehr, der Kommandant war Kapitän Alranca.

Die Gefangenen wurden übergeben, die Wachen schritten auf und ab. Der Sergent trat mit seiner Laterne den Rückweg an und der Beschließer hatte das Thor wieder abgesperrt. Dann übergab er dem Kapitän Alranca die Schlüssel mit den Worten: „Señor, der eine Gefangene muß Euch kennen, er sagte zu mir: Habet die Güte und sagt dem Offizier, der auf der Wache steht, es lasse ihn ein alter Waffengefährte grüßen."

„So," brummte Alranca; „muß mir doch diesen Señor ansehen." Mit diesen Worten ging er zu der Zelle des Gefangenen. Fast eine Stunde blieb er darin, dann kam er heraus — leichenblaß.

Früh Morgens war die ganze Stadt von der Neuigkeit voll, daß der Marques Rifloir gefangen sei und erschossen werden solle. Auch ich hatte diese Hiobspost von Alranca erfahren, der mir schwur, entweder werde er Rifloir befreien oder abdanken.

Ich ging direkt zum Gouverneur und erkundigte mich

um die näheren Umstände. „Freund, der Mann ist verloren," sagte er; „Marschall Bazaine kennt keine Gnade, nach höchstens vier Tagen wird der Marques erschossen!" Ich eilte zu Alranca. Da saß er, den Kopf in den Händen, weinend wie ein Kind.

Mein Diener kam und meldete mir: „Herr Direktor, eine Dame will Sie sprechen." Gleich darauf stürzte die Marquese herein, ihr Töchterchen an der Hand führend. „Señor," flehte sie, „Don Julio, mein Freund, retten Sie meinen Mann!" Das Kind kniete vor mir nieder und bat: „Herr, lassen Sie meinen Vater nicht erschießen!" Mir rannen die Thränen über die Wange.

„Señora," sagte ich gefaßt, „Don Ruido, der Präfekt von Zacatecas, ist hier; gehen Sie zu ihm, er ist vielleicht im Stande, durch seine Fürbitte Ihren Mann zu retten!"

„Zu ihm rathen Sie mir zu gehen?" sagte sie mit gebrochener Stimme. „Ja zu ihm," wiederholte ich, „und ich werde Sie begleiten."

Die Marquese schwankte, überlegte — einen Schurken, den Urheber ihres grenzenlosen Unglücks sollte sie bitten? — Doch die wiedererwachte Liebe zu dem Vater ihres Kindes siegte. Wir gingen und bald standen wir in der Vorhalle, durch welche man in die Kanzlei gelangte. Dort befanden sich die Wachen, es herrschte tiefes Schweigen.

Wir traten in das Gemach Don Ruido's, wir standen vor ihm. Er betrachtete die schöne gebeugte Frauengestalt, die in ihren langen Schleier gehüllt war, und musterte das Kind, das sie an der Hand führte. Kälte, Hohn und Stolz malte sich in seinem Gesichte ab. Ein unheimliches Schweigen von beiden Seiten dauerte einige Sekunden.

„Señor," sagte ich, das Wort ergreifend, „wie Sie wissen, ist der Gemahl dieser Dame gefangen worden; wir kommen, Sie um Ihre Fürsprache zu bitten, daß man seines Lebens schone."

Das Kind fiel auf die Kniee und flehte um das Leben seines Vaters. Die Marquese mußte sich auf ein Fauteuil stützen, um nicht umzusinken.

„Liebe Marquese,“ sagte spöttisch der Präfekt, „Sie haben sich da einen schmucken Begleiter gewählt, ja Sie hatten immer einen guten Geschmack —“

„Elender!“ brauste ich auf, während die Marquese ohnmächtig niedersank. „Ist das die Antwort auf eine Bitte, wo es sich um das Leben des Gatten handelt?“

Zitternd vor Zorn zeigte der Präfekt nach der Thüre mit den Worten: „Hinaus!“

„Gut, Señor,“ erwiederte ich; „vergessen Sie nicht, daß ich nicht nur Telegraphendirektor, sondern auch Offizier bin; dieses Wort werde ich Ihnen mit der Klinge in der Hand gelegentlich in's Gedächtniß rufen!“ Ich nahm die Marquese und das Kind bei der Hand — sie schluchzten. Unten erwartete uns der Wagen.

Am einflußreichsten bei dem Kaiser Maximilian war Pater Fischer, ein Mann, den nur Wenige kannten. Er besaß die Gunst des Kaisers und war Priester, das genügte, ihn in allen Schriften mit Koth zu bewerfen, ihn zu einer gewöhnlichen Höflingskreatur zu stempeln. Und doch — wie viele Thränen hat Pater Fischer getrocknet! Wie vielen Unglücklichen geholfen! — Ich schrieb einen Brief an ihn, ich beschwor ihn, er möge beim Kaiser die Begnadigung des Marques erwirken und mir den Erfolg telegraphisch mittheilen. Als damaliger Telegraphendirektor Mexiko's hatte mein Wort auch einigen Werth. Die Marquese hatte sich vom Gouverneur die Gnade erbeten, ihren Gatten mit ihrem Kinde besuchen zu dürfen, den sie vier Jahre lang nicht gesehen. Es wurde ihr bewilligt, Tag und Nacht wich sie nicht von ihm. Jetzt erst liebte sie ihn, jetzt, wo seine Brust in wenigen Stunden durchschossen werden sollte. —

Der arme Mann — er war glücklich in seinen Ketten, sein Weib hing ja an seinem Halse, sein Kind spielte

mit den schweren Ringen der Handschellen. Die Zeit verrann furchtbar schnell. Stunde um Stunde verstrich. Auf den 14. Juni 6 Uhr Morgens war die Hinrichtung bestimmt — und jetzt ging der 13. Juni zu Ende, die Sonne sank nieder zum letztenmal für den Marques Rifloir! Meine Gefühle kann ich nicht schildern; noch jetzt, da ich dies schreibe, überfällt mich ein Frösteln.

Es kam die Nacht. Ich schickte alle Beamten vom Telegraphenapparate fort, ich selbst hielt Nachtdienst — ich erwartete eine Antwort. Es schlug Mitternacht. Mein Apparat rührte sich nicht. Da stürzte Alranca herein: „Freund, noch immer nichts hier?" „Nein," antwortete ich mit zitternder Stimme. Und wieder eilte Alranca in den Kerker, in dem der Marques seine Frau und sein Kind umschlungen hielt. Der Tag begann zu dämmern, der Telegraph blieb stumm. Schon hörte ich Läuten, es war das Arme-Sünder-Glöcklein. — Da hört — auch hier läutet es! Das Läuten klang mir wie von Engelshand. Mein Apparat ruft, ich stürze hin, die Depesche! Sie lautet:

„Marques Rifloir ist freizulassen.

Maximilian."

O fünf Worte! Ohne Hut stürze ich über die Stiege, unten steht das Pferd meiner Ordonnanz, ich schwinge mich hinauf. Dort ist der Zug, dort wirbeln die Trommeln — ein Spornstoß — ich bin in der Mitte des Volkes und schwinge die Depesche mit dem gewaltigen Ruf: „Im Namen des Gesetzes. Halt! Se. Majestät hat Marques Rifloir begnadigt!"

„Hoch lebe der Kaiser!" tönte es aus tausend Kehlen. Da rief der Präfekt von Zacatecas: „Ist aber die Depesche auch echt?"

Ich hörte die Worte, das Volk auch, doch sie wurden mit Vivatrufen übertönt. Die Depesche wurde dem Präfekten übergeben. —

Am Abend noch besuchte ich das Schloß, das den

Anfang meiner Erzählung bildete und für mich so verhängnißvoll wurde. Mein Leben war Meuchelmördern preisgegeben, das wußte ich. Alranca stürzte mir entgegen, er hätte mich fast erdrückt vor Freude und Umarmungen.

Die Koffer wurden gepackt. Noch diese Nacht wollte der Marques mit seiner Frau und seinem Kinde abreisen, um Mexiko zu verlassen und sich nach Havanna einzuschiffen. Alranca hatte quittirt und wollte die Familie begleiten.

Da kam die Marquese. Dieses blasse Gesicht, diese Züge, in denen eine tief bewegte Seele ihren Ausdruck fand, erschütterten mich.

Langsam schritt ich ihr, den Hut in der Hand, entgegen. „Don Julio," sprach sie leise, bevor ich noch das Wort gefunden, „ich, mein Gemahl und Kind verdanken Ihnen das Leben, ja noch mehr, ich —" Thränen erstickten ihre Stimme — sie sammelte sich wieder, sank in die Kniee und lallte: „auch noch meine Ehre! — Möge Sie Gott und die heilige Madonna dafür segnen!"

Welche Gefühle meine Brust dabei durchzuckten, weiß nur, wer Menschenleben gerettet hat.

Am andern Tage war der Marques mit den Seinen fort. Das Landhaus ließ er der Tante als lebenslängliches Lehen. Drei Tage darauf fand man den Präfekten Don Ruido — todt, durch die Brust einen Degenstoß, in der Hand seinen entblößten Degen. Er war im Duell gefallen, durch wen? — Gott sei seiner Seele gnädig! Niemand bedauerte ihn, kein Gericht spürte nach.

